Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 39 (1957)

Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Verkaufspreis 25 Rp. Erscheint jeden Freitag AZ Winterthur, 17. Oktober 1957
36. Jahrgang Nr. 42

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben
Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 14.80, halbjährlich Fr. 8.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 17.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Baubeginn der Saffa 1958

Heute: Der erste Spatenstich

BWK. Draussen auf dem Landi-Areal, bei der Schiffswerft der «Zürcher Flotte», ist bereits die künstliche Insel fertig aufgeschüttet ins Licht dieser herbstlichen Tage emporgestiegen. Vom Ufer wird eine Pontonbrücke zum dort geplanten Dancing-Restaurant, der Freiluft-Arena und dem bereits heftig umrätselten Männerparadies führen. Nicht weit davon wird heute, am 17. Oktober,

der erste Spatenstich

in den so ideal gelegenen Baugrund getan. Vier junge Mädchen und Frauen — die unbekannte Schweizerin vertretend — werden ihn ausführen.

«Hier bauen wir die Saffa 1958,
die zweite Ausstellung: Die Schweizer Frau,
ihr Leben, ihre Arbeit»

sagen sie, ein kurzes, schlichtes Wort, völlig unpathetisch, eine Bestätigung eigentlich nur der bereits durchdacht und in emsiger Ausdauer getanen Vorbereitungsarbeiten. Sie werden dieses Wort in ihrer Muttersprache sprechen — die Welsche, die Tessinerin, die Frau aus Romanisch-Graubünden, die Deutschschweizerin. Sie tragen weder historisches noch symbolisierendes Gewand und auch nicht die Tracht ihres Heimatkantons. Sie verkörpern

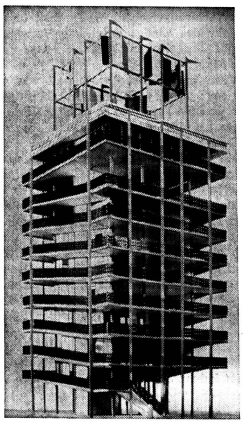
die junge Schweizer Frau von heute,

wie sie im Alltags- und Berufsleben, im Heim, in der Familie lebt und wirkt und ihrer Aufgabe als Bürgerin unseres Landes nach bestem Können gerecht zu werden versucht. Dass es ihr auch möglich wäre, die Pflichten einer politisch gleichberechtigten Schweizerin zu erfüllen, wird im übrigen ja dann auch die Ausstellung als sicher aufschlussreicher Querschnitt durch schweizerisches Frauenschaffen vielfältigster Art den Besuchern offenbaren.

Wie war es denn im Spätsommer des Jahres 1928, als in Bern die so erfolgreiche erste schweizerische Ausstellung für Frauen-Arbeit ihre Tore öffnete? Nicht nur gibt uns das «Logbuch» derselben, ein Bericht von gut fünfhundert Seiten Umfang, darüber Auskunft, sondern wir können uns auch in die Ausstellungszeitung 1928, die in Kupfertiefdruck in sechs umfangreichen Nummern erschien und von Elisabeth Thommen mustergültig redigiert war, vertiefen. Wir lesen ferner die Ausstellungs-Sondernummern des Schweizer Frauenblattes, damals von Helene David, St. Gallen, und Anna Herzog-Huber, Zürich, redaktionell betreut. Wir lassen uns Ausschnitte mit Berichten über die Eröffnung, den Verlauf der Ausstellung, die damit verbundenen Darbietungen, das Gezeigte sowohl aus schweizerischen wie ausländischen Blättern vorlegen und stellen fest, wie lebhaft und anteilsfreudig die Presse mitgemacht hat.

Lesen wir im erwähnten Bericht nach, was Frau Julie Merz, Redaktorin, über die Tätigkeit des Presse-Komitees Saffa 1928, die Mitarbeit der Presse am Gelingen des ganzen so mutigen Unternehmens schrieb, so erfahren wir, dass dem Bundesstädtischen Presseverein und dem Verein der Schweizer Presse angehörende Berufsjournalistinnen und Redaktorinnen unter Zuzug dreier Kolleginnen aus

Dr. Erika Rikli



Basel, Genf und Lausanne sowie kurz vor der Ausstellungseröffnung zweier Kollegen, die der Bundesstädtische Presseverein delegierte, dem Presse-Komitee angehörten. Schon früh wurde die Verbindung Presse/Ausstellungsleitung angebahnt. Die Zusammenarbeit klappte vorzüglich. Nur — entnehmen wir dem Bericht ferner: «Eine ständige, beruflich tätige Pressesekretärin wäre am Platze gewesen und hätte vollauf Beschäftigung gefunden. Wenn die Schweizer Frauen wieder einmal an ein der Saffa ähnliches Unternehmen herantreten sollten, möge sich ein künftiges Pressekomitee nicht durch Sparsamkeitsrücksichten von der Schaffung eines honorierten, ständigen Sekretariates, das seine Tätigkeit schon im Vorbereitungsstadium aufnehmen wird, abhalten lassen.»

Diesen Rat hat das Organisationskomitee der Saffa 1958 nun befolgt, indem, wie schon bekanntgegeben. Frau Laure Wyss als Pressechef gewählt wurde. Bereits hat unsere Kollegin mit ihrer Tätigkeit begonnen und in kürzester Zeit auf kleinstem Raum ein grosses Auskunftszentrum geschaffen. Wir freuen uns, mit ihr zusammenzuarbeiten, wie wir uns auf die Mitarbeit aller Kollegen und Kolleginnen freuen, wenn wir als offizielle Ausstellungszeitung während der Dauer der Saffa dreimal in der Woche herauskommen werden.

Die Saffa 1928 wurde von Frau S. Glättli-Graf präsidiert. Das Organisationskomitee stand unter dem Präsidium von Rosa Neuenschwander, dieser bedeutenden Bernerin, die mit Recht zur Ehrenpräsidentin der im nächsten Jahr zu eröffnenden Frauenarbeits-Schau ernannt worden ist. Präsidentin der Genossenschaft «Saffa 1958» ist Dr. Elisabeth Nägeli und des grossen Ausstellungskomitees Dr. Denise Berthoud, Rechtsanwalt in Neuenburg, während das Organisationskomité unter der Leitung von Dr. Erika Rikli steht. Ehe wir den Pressechef hatten, war sie es, zu der wir nach Neuigkeiten schreiend stürzten, um über den Stand der Dinge unterrichtet zu werden. In einer den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht verratenden geduldigen und durch keine Nervosität beeinträchtigten Ueberlegenheit hat sie uns, wo und wann immer es ihr wünschenswert schien, das Geheimnis zu lüften, Red und Antwort gestanden. Heute, beim ersten Spatenstich, da neben Vertretern der Zürcher und der in Zürich repräsentierten Auslandpresse auch Behördemitglieder anwesend sein werden und Herr Stadtpräsident Dr. Landolt einige Worte namens der Gastrecht gewährenden Stadt Zürich spricht — wird Frl. Dr. Rikli über die bis in kleinste Verästelungen der Details gediehene Planung der Schau Aufschluss erteilen. Viel Verantwortung lastet auf ihr, wie auch auf der die Ausstellung architektonisch gestaltenden Chefarchitektin Annemarie Hubacher-Constam; viel Arbeit haben sie zu bewältigen, und für beide gilt es, den Ueberblick über das Ganze zu besitzen, im Hinblick auf erfolgreiches schöpferisches Gestalten. Wir wünschen ihnen wie übrigens allen, die mit der Saffa und ihrem Gelingen auf Gedeih und Verderb nun eng verbunden sind (sind es nicht zuletzt alle Frauen bis weit in die entferntesten Täler hinein?), die nötige stützende, tragende Kraft und die beschwingende Freude. Bereits haben wir ja den

Wohnturm, das Zentrum der Ausstellung,

erwähnt, einen zehngeschossigen Stahlbauturm, eine Wohnausstellung originellster Prägung beherbergend, über welche die Architektin Beate Billeter, Neuenburg, die für diese Ausstellung gemeinsam mit der Berner Architektin Claire Rufer die Verantwortung trägt, uns schon an Hand des Modells orientierte.

Ueber das nun wohl schon bald grossformatig von Mauerwänden und Säulen hernieder und in kleinerer Ausführung in den Wagen und Wartsälen der SBB, den Flughäfen usw. allerorten werbende

Plakat für die Saffa 1958

freuen wir uns herzlich. Wir gratulieren an dieser Stelle der mit dem ersten Preis bedachten Graphikerin Nelly Rudin, Zürich, die es entwarf, wie der Jury, dem Unternehmen der Saffa als solchem. «Weg der Entwicklung» hat die begabte Künstlerin als Motto für ihre Konzeption gewählt. Weit zurück — eine kleine griechische Statue — dicht vor uns — das Gesicht der Schweizer Frau von heute, schön in ihrem erwachten und vollauf berechtigten Selbstbewusstsein, vertrauensvoll in die Zukunft blickend.

Nun wird also mit dem Bau der Ausstellung am Rande Zürichs begonnen, am Alpenquai, an den Gestaden des Arboretums, der Schifflände Enge, mit dem Haupteingang bei den Tennisplätzen am Mythenquai, auf dem Schneeligut, dem Landifestplatz von 1939, etwas weiter am See draussen als das Strandbad. Nun werden — die Baubaracke ist bereits eingerichtet — die geplanten Häuser entstehen, vorab «das Schönste, das Stillste der Ausstellung», der Andachtsraum für beide Konfessionen, worüber wir bereits berichtet haben, dann das Haus der Kantone, die Cafeteria ticinese, das Restaurant des Romands, die vorläufig als «Linie» bezeichnete graphische Schau erhält ihre Unterkunft, die «Geschäftsstrasse» wird erstellt, ein Kinderparadies errichtet, «Frau und Geld» erhält Raum, alles zu zeigen, was auf diesem Gebiet vom Denken und Sorgen, vom Können der Frauen lebt und gedeiht, der weitverzweigte Sektor des Heilens und Pflegens, der Erziehung, von den vielen Unterabteilungen der Bekleidung und Mode, der Arbeit der Frau im öffentlichen Leben nicht zu reden. Auch ein Tea-Room, ein Theater, ein Kabarett sind im bezwingend grosszügig anmutenden Plan der Chefarchitektin vorgesehen.

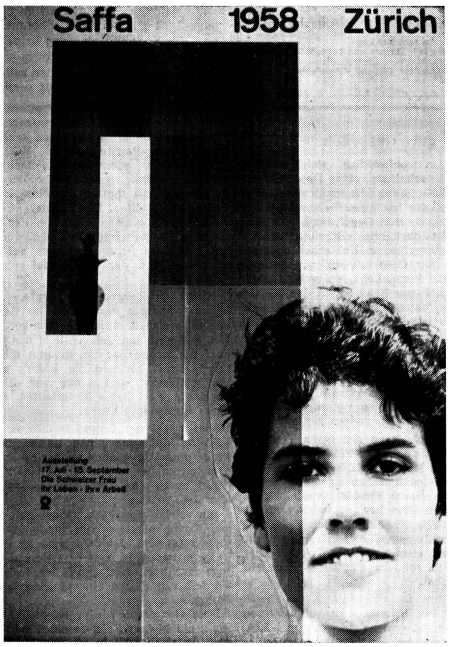
Blättern wir abschliessend nochmals im Bericht über die Saffa 1928, so lesen wir unter «Presse», dass der Pressebesuch der Ausstellung ein sehr reger war. Rund 70 Pressevertreter erwiesen derselben täglich ihre Reverenz, Journalisten und Journalistinnen, an sogenannten Spitzentagen sollen es sogar bis zu 85 durchschnittlich gewesen sein. Aus

Nelly Rudin

Paris, London, Rom und Florenz, aus Berlin, Frankfurt, Breslau, Dortmund, Hamburg, aus Barcelona, Bukarest, Warschau, Wien, Czernowitz, aus den nordischen Ländern und ihren hauptsächlichsten Pressezentren, aus Argentinien, Brasilien, China, Japan, Mexiko, Aegypten waren Pressevertreter erschienen, um über die erste schweizerische Ausstellung solcher Art zu berichten. Das Gästebuch, das nachzuschlagen besondern Genuss bereitet, weist unter anderem Namen wie jene von Mrs. Margery Corbett-Ashby, Emilie Gourd, die damalige Präsidentin und Vizepräsidentin des Internationalen Verbandes für Frauenstimmrecht, Juliette Lau von der schlesischen Landwirtschaftskammer, Breslau, Prof. Livinia Mazzucchetti, Milano, auf. «Das selbständige Arbeiten der Frauen», lesen wir weiter, «erregte die Bewunderung der männlichen Kollegen.» Das war vor 30 Jahren. Noch besser, kompakter, vom Elan des Fortschritts getragen, scheint uns, müsste jetzt, während die Vorbereitungsarbeiten weitergehen, während der Bau entsteht und vollends nach der Eröffnung der Saffa 1958, diese Zusammenarbeit von Frauen und Männern der Presse bei uns und im zu Gast geladenen Ausland sein. Wir sind zuversichtlich. Wir freuen uns auf die Saffa, die ja auch mit dem Slogan

Sinnvolle Arbeit — Freude für alle

bereits als etwas Werdendes zum Begriff von Tausenden von Frauen geworden ist. Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die Möglichkeit hingewiesen, dass Dauerkarten und Abonnements — sehr hübsch graphisch gestaltet — noch vor Weihnachten als Geschenkbons erhältlich sind und — so hoffen wir — reissenden Absatz zu finden.



Besserstellung der Frau im schweizerischen Ehegüterrecht

Auf Einladung der sehr rührigen stadtzürcherischen freisinnigen Frauengruppe sprach in diesem Frühjahr im Rahmen eines überaus gut besuchten Vortragsabends Dr. Alfred Billeter, Rechtsanwalt, über «Die Notwendigkeit einer Besserstellung der Frau im schweizerischen Zivilrecht». Bereits der damals in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 1343 vom 8. Mai) von G. D. verfasste Bericht liess uns aufhorchen. Vor allem notierten wir die Mitteilung, dass der Referent es begrüssen würde, wenn in den eidgenössischen Räten ein Vorstoss zu einer Revision des Zivilgesetzbuches gemacht würde, wiewohl es sich dabei um eine komplizierte und langwierige Angelegenheit handelt.

Bekanntlich hat sich der Schweizerische Juristenverein an seiner diesjährigen Tagung mit der Frage, ob das eheliche Güterrecht revisionsbedürftig sei, befasst, und inzwischen haben wir in Erfahrung gebracht, dass Herr Nationalrat Traugott Büchi, Küsnacht ZH, im Sinne dieser Gesetzesrevision ein

Postulat

eingereicht hat, das von 37 Nationalräten verschiedener Parteizugehörigkeit unterzeichnet wurde und folgenden Wortlaut hat:

Durch die technische und soziologische Entwicklung hat die Frau vermehrte Aufgaben als früher zu erfüllen.

Verschiedene Bestimmungen des schweiz. Zivilrechts und gewisse Ueberlieferungen stehen heute mit dieser Tatsache im Widerspruch.

Der Bundesrat wird deshalb eingeladen zu prüfen, wie insbesonders durch die teilweise Revision des Ehegüterrechts die Rechte der Frau zukünftig besser gewahrt werden können.

In jedem Falle aber sollte einer Ueberlastung der Mutter vorgebeugt werden durch entgegenkommende Arbeitsbedingungen bei Fabrik- und Heimarbeit, die Vermittlung von Haushalterleichterungen zu erschwinglichen Preisen, die Umgestaltung des Hausangestelltenberufs und die Umstellung der Krippen auf Familiengruppen.

Als Aerzte gingen Chefstadtarzt Dr. H. O. Pfister, Zürich, und Fräulein Dr. M. Meierhofer das Thema an. Als wesentliche Momente wurde von beiden betont, dass der Gesundheitszustand der Mutter weniger von der Fülle ihrer Arbeit, sondern von der Erfüllung des Lebensinhalts und der inneren Befriedigung abhängt. Wo und wie sie diese findet, liegt im Bereich ihrer persönlichen Entscheidungsfreiheit, die ihr schwerlich eingeengt werden kann. Eine Ausnahme sollte lediglich gemacht werden zugunsten von Säuglingen und Kleinkindern, die Schaden leiden müssen, wenn die Trennung von der Mutter häufig und wiederholt ist. Solche Kinder entwickeln sich langsamer, es können sich erzieherische und Kontaktschwierigkeiten einstellen und sich später bis zu Verwahrlosung steigern. Hier muss deshalb vom Standpunkt des Arztes aus das Recht des Kindes auf Geborgenheit vor dasjenige der Mutter auf Berufsausübung gestellt werden. Praktisch untermauert kann diese Forderung werden, mit ausgedehnteren Schutzbestimmungen während der Schwangerschaft, Wochenbett und erstem Lebensjahr des Kindes durch die Verwirklichung einer gut ausgebauten Mutterschaftsversicherung mit Lohnausgleich.

Der Kurs als Ganzes, der vertieft wurde durch Diskussionen in verschiedenen Arbeitsgruppen, bestätigte, dass die Probleme so mannigfaltig und verschiedenartig sind, dass keine Patentlösungen für jeden Fall präsentiert werden können. So individuell wie jeder Fall gelagert ist, muss er auch angegangen werden, wenn sich für Fürsorger oder Arzt die Notwendigkeit hierzu aufdrängt. Keinesfalls wird man heute aber einer Frau und Mutter rundweg das Recht auf Berufsausübung bestreiten können. Wo die Berufsarbeit hingegen nicht als Recht, sondern als drückende wirtschaftliche Pflicht ausgeübt wird, kann sie kaum gute Früchte tragen und liegt weder im Interesse der Allgemeinheit noch von gesunden Familien. Hier sind Sozialleistungen angezeigt, die eine Mutter von dieser Pflicht befreien.

Me.

Immer wieder: Die mütterliche Erwerbsarbeit

Frauenberufsarbeit und insbesondere solche von Müttern ist ein Thema, das uns immer wieder interessiert und zu Diskussionen führt. Es hat so viele Aspekte wie das Leben selbst, solche der Emanzipation der Frau und ihrer Gleichberechtigung, solche soziologischer und sozialer Natur, aber auch erzieherische, wenn man das Recht des Kleinkindes auf Geborgenheit in der mütterlichen Liebe betrachtet, ein Problem, das insbesondere von Aerzten und Psychologen in jüngster Zeit immer stärker in den Vordergrund gestellt wurde. Uebersehen wir dabei nicht die gegebenen Tatsachen, nämlich einmal die, dass unsere Wirtschaft ohne die Mitarbeit der Frau nicht mehr existieren könnte, und dass das Recht der Frau auf freie Berufsausübung in der Emanzipationszeit schwer erkämpft wurde, so dass sie sich heute nicht mehr gerne wieder zurückbinden lässt auf Küche und Haus. Dass im Laufe der Zeit aber auch der Haushalt selbst ein anderes Gesicht annahm, die Familien und Wohnungen nicht nur immer kleiner wurden, sondern viele Produktionszweige aus dem Haus verschwunden und in die Industrie verlegt wurden, so dass der Arbeitskreis einer städtischen Hausfrau viel kleiner ist als der einer Bauernfrau von 200 Jahren, die nicht nur das Gemüse und das Kleinvieh besorgte, sondern auch die Konserven machte, selbst spann und wob und den grossen Teil der Kleidung selbst herstellte. Trotzdem ist der prozentuale Anteil an erwerbstätigen Frauen seit Beginn dieses Jahrhundert rückläufig. Waren im Jahre 1900 nach 42 Prozent der weiblichen Bevölkerung berufstätig, so ging ihr Anteil bis 1950 auf 29,7 Prozent zurück. Ursache hierfür dürfte die Hebung des sozialen Niveaus vor allem in Industriearbeiterkreisen sein, die viele Frauen vom Zwang zur Erwerbsarbeit befreite und ihnen erlaubte, sich auf ihre Aufgaben als Hausfrau und Mutter zu konzentrieren.

Angesichts der Komplexität des Themas ist es nicht erstaunlich, dass man sich mit ihm in verschiedenen Kreisen befasst. So sprach anlässlich des Fortbildungskurses der Sektion Zürich des Schweiz. Verbandes dipl. Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege kürzlich Frau Dr. Ch. Spitz über die Ermüdung im Leben der berufstätigen Frau, und auch der diesjährige Herbstkurs der Mitarbeiter des Jugendamtes des Kantons Zürich war dem Fragenkomplex mütterlicher Erwerbsarbeit gewidmet. Bei der letzteren Gelegenheit wurde das Thema von der sozialen, der medizinischen und der erzieherischen Seite in verschiedenen Referaten aufgerollt in einer Weise, die als weitgehend umfassend bezeichnet werden kann, so dass wir auch unsere Leserinnen darüber informieren möchten.

Nationalrat E. Frei, Winterthur, ging das Thema als soziales Problem an. Er zeigte, dass in der Schweiz rund 200 000 Familien von mütterlicher Erwerbsarbeit berührt werden dürften. Es kann dabei nicht auf die statistischen Zahlen allein abgestellt werden, denn auch die Bäuerin und die im Geschäft des Mannes mitarbeitende Ehefrau sind dazu zu rechnen. Für die mütterliche Erwerbsarbeit in der Industrie muss wirtschaftliche Notwendigkeit als Hauptursache angesehen werden. Es ist eine bittere Tatsache, dass der Lohn eines Hilfsarbeiters nicht ausreicht, um eine kinderreiche Familie durchzubringen, und dass die Lage eher verschlimmert wird durch die fortschreitende Teuerung und die zu hohen Mietzinse in Neubauten. Aber gerade in solch drückender sozialer Lage bringt die Erwerbsarbeit der Mutter eine Verteuerung des Haushaltes mit sich, die oft die Hälfte ihres Einkommens illusorisch macht, die Mutter ist mit Arbeit überlastet, Spannungen in der Familie und nachteilige Auswirkungen bleiben häufig nicht aus. Tragisch ist, dass die mütterliche Erwerbsarbeit um so nötiger wird, je grösser die Kinderzahl ist. Diesen sozialen Notfällen gegenüber darf die Demokratie nicht gleichgültig bleiben, und Nationalrat Frei sprach sich deshalb für eine Reihe praktischer Hilfsmassnahmen aus, wie ausreichende Familien- und Kinderzulagen, Kurz- und Halbtagsarbeit für Frauen, Verwirklichung der Mutterschafts- und Invalidenversicherung sowie Sicherung der Alimentenzahlung durch die Gemeinde.

Aus einer grossen praktischen Erfahrung als Betriebsfürsorgerin erläuterte Fräulein H. Fredenhagen die Beweggründe zur Berufstätigkeit von Frauen. Sie warnte dabei vor Verallgemeinerungen und stellte fest, das ebensosehr zerrüttete Familienverhältnisse die Ursache für Berufstätigkeit sein können wie umgekehrt, dass es aber auch erfreulich viele Fälle von durchaus guten Familienverhältnissen bei Erwerbstätigkeit der Mutter gibt. Mit der Entwicklung, die immer mehr junge Mädchen und Frauen zur Arbeit ausser Haus führt, müssen wir rechnen.

Sie zeigte vor allem, dass mütterliche Erwerbsarbeit neben den Schattenseiten auch positive haben kann. Viele Mütter leisten Grosses zugunsten kranker, invalider oder betagter Angehöriger, einer guten Berufsausbildung der Kinder und zur allgemeinen Hebung des Lebensstandards. Einer Frau selbst kann unter Umständen die Berufsarbeit in bezug auf Verbundenheit mit dem Leben und Entfaltung ihrer eigenen Persönlichkeit mehr entgegenkommen als die reine Hausarbeit, so dass sie in diesen Fällen auch ihren Angehörigen mehr geben kann, als wenn sie in ihren eigenen Bedürfnissen unbefriedigt bliebe. Um eine Ueberlastung der berufstätigen Frau zu vermeiden, ist es allerdings notwendig, dass die ganze Familie in demokratischer Weise sich in die Besorgung des Haushalts teilt. Gerade dies kann sich positiv auswirken, indem das Gemeinschaftsgefühl gehoben wird, die Kinder selbständiger und verantwortungsbewusster werden, Geldsorgen und damit Spannungsmomente wegfallen und die Achtung vor der Mutter steigt. Dies gilt bei bereits heranwachsenden Kindern. Ein Kleinkind dagegen braucht die Umsorgtheit durch die Mutter in einem so starken Mass, dass sie dieser kleinen Kinder zuliebe auf die Erwerbsarbeit eine gewisse Zeit verzichten sollte.

in ZÜRICH Tel. (051) 257 22
Hotel Augustinerhof
St. Peterstr. 6 Nähe Bahnhofstr. / Paradeplatz
Gepflegtes, alkoholfreies Hotel-Restaurant
An zentraler Lage.
Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetrieb.
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst.

Sonntag

Es gibt keinen Sonntag mehr. Aus einem Tag der Ruhe ist ein Tag vermehrter Unruhe geworden. Und dies dank den gewaltigen Fortschritten des Verkehrswesens und der Entwicklung des Sportes, vor allem des Massen- und Schausportes.

Wird nach staatlichen Massnahmen gerufen, um dem Ueberhandnehmen sportlicher Veranstaltungen am Sonntag zu steuern, so lautet die Antwort: Die Verbände erachteten eine Verlegung der Wettkämpfe auf den Samstag für unmöglich, solange nicht der ganze Samstag frei geworden sei. Undenkbar übrigens, dass sich der schweizerische Sport mit gesetzlichen Massnahmen dirigieren liesse ...

Und so treiben wir denn die Ruhelosigkeit des Menschen auf die Spitze — ausgerechnet am Sonntag. Da der Bestand an Motorfahrzeugen heute mehr als dreimal so gross ist als vor dem letzten Krieg, opfern wir unser Leben nicht auf dem Schlachtfeld, sondern auf der Strasse. Oder wir schauen wenigstens zu, wie andere in aufregenden Auto- und Motorradwettrennen ihr Leben aufs Spiel setzen. Die Zeitungen übertreiben nicht, wenn sie bei solchen Anlässen von einem nervenpeitschenden Spiel auf Leben und Tod, ja gar von einem Selbstmord gegen Eintrittspreis reden. Da diese Wettrennen von der Wirtschaft zur Belebung des Geschäftslebens der veranstaltenden Stadt geschaffen worden sind — triumphierend berichtet man über den riesigen Umsatz der Wirtschaftsbetriebe und die ausgezeichnete Besetzung der Hotels — und einen ansehnlichen Teil der Einnahmen als Billettsteuern an den Staat abliefern, sind sie zum vornherein gegen obrigkeitliche Verbote gefeit.

Trotz der Proteste kirchlicher Behörden ist es bis jetzt nicht gelungen, den Sonntagvormittag rennfrei zu halten, sowenig wie es verhindert werden kann, dass sich das Knallen vaterländischer Gewehrschüsse in das Läuten der Kirchenglocken mischt.

Felix Moeschlin in «Wohin gehen wir?», Drei-Flammen-Verlag

Politisches und anderes

Aegyptische Truppen in Syrien

In Damaskus wurde amtlich mitgeteilt, dass im Laufe des vergangenen Sonntags im syrischen Hafen Latakia ägyptische Truppen eingetroffen sind, um die Verteidigung Syriens zu stärken. In der Mitteilung wurde hervorgehoben, dass die Massnahme im Rahmen der zwischen Syrien und Aegypten abgeschlossenen gemeinsamen Militär-Allianz erfolgt sei.

Notenumtausch in Ostdeutschland

Die ostdeutsche Regierung hat in der Nacht zum Sonntag überraschend die bisher gültigen ostdeutschen Banknoten ausser Kraft gesetzt und einen Umtausch im Verhältnis 1:1 noch am Sonntag angeordnet. Ministerpräsident Otto Grotewohl begründete diese Massnahme damit, dass «gewisse Mengen» der ostdeutschen Währung in den Besitz von «Monopolisten und Militaristen in Westdeutschland» gekommen seien, die mit diesen Banknoten spekulieren, Störungen in der Volkswirtschaft von Ostdeutschland organisieren und Spionage-Organisationen finanzieren wollen. Der wirkliche Zweck der überraschenden Massnahme besteht darin, die Ostmark-Beträge, die sich im Besitz von westlichen Kreisen befinden, wertlos zu machen.

Kadars Widerstand gegen die UNO

Der Sprecher des ungarischen Aussenministeriums bestätigte am Samstag offiziell an einer Pressekonferenz den Beschluss der ungarischen Regierung, die Ungarn-Resolution der UNO als null und nichtig zu betrachten. Gleichzeitig warnte der Kulturminister Kallai die ungarische Bevölkerung vor neuen Kundgebungen gegen die Regierung im Zeichen des ersten Jahrestages der ungarischen Oktober-Revolution. Alle Versuche, eine neue Revolte auszulösen, würden erbarmungslos unterdrückt.

Die Schweden für Erweiterung der Altersversicherung

Schweden sprach sich am Sonntag in einer beratenden Volksabstimmung für eine obligatorische, im Gesetz verankerte und von dem Arbeitgeber bezahlte Altersversicherung aus. Rund 46,4 Prozent der abgegebenen Stimmen entfielen auf diesen Vorschlag der Sozialdemokraten. Die Stimmbeteiligung betrug rund 70 Prozent.

Die französische Regierungskrise dauert an

Der ehemalige französische Ministerpräsident René Pleven hat am Mittwochabend seine dreitägigen Bemühungen zur Bildung einer neuen Regierung aufgegeben. Präsident Coty hat nun Antoine Pinay beauftragt.

Eine deutliche Warnung des Staatsdepartementes

Das amerikanische Staatsdepartement gab eine Erklärung heraus, in der die Anschuldigungen des sowjetischen Parteisekretärs Chruschtschew, die Vereinigten Staaten versuchten, die Türkei in einen Krieg gegen Syrien zu verwickeln, als «vollkommen unbegründet» zurückgewiesen werden. Die Vereinigten Staaten sind entschlossen, die nationale Politik, wie sie in der Resolution des Kongresses über den Mittleren Osten ausgedrückt ist, durchzuführen.

Seltene Frauenberufe

Die neueste Berufsstatistik in England und Wales stellt fest, dass sich unter den berufstätigen Frauen 20 Schmiede, 975 Kranführerinnen, 146 Kaminfegerinnen, 153 Maurer, 72 Maurergehilfinnen, 50 Schienenlegerinnen, 607 Erdarbeiterinnen und 4177 Giessereiarbeiterinnen befinden.

Schweizer konsumieren weniger Alkohol

Laut Bericht der Howeg, Einkaufsgenossenschaft für das schweizerische Hotel- und Wirtegewerbe, konsumieren die jungen Schweizer viel weniger Alkohol als frühere Generationen. Fruchtsäfte und Limonadengetränke verzeichnen einen enormen Aufschwung. So wurden pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1900 an Wein pro Jahr 80 Liter konsumiert, gegen 35 Liter im Jahre 1955, Bier 62 Liter gegen jetzt 52,5 Liter, Mineralwasser und Limonaden 3 gegen jetzt 26 Liter.

Die erste Professorin an der Universität Lausanne

Der Staatsrat des Kantons Waadt hat Frl. Dr. Erna Hamburger zur ausserordentlichen Professorin für Elektrometrie an der Ecole polytechnique der Universität Lausanne ernannt.

Margarete Susmann 85jährig

In diesen Tagen feiert die berühmte Dichter-Philosophin Margarete Susmann ihren 85. Geburtstag.

René Auberjonois gestorben

In Lausanne ist vergangenen Freitag der bekannte Kunstmaler René Auberjonois im Alter von 85 Jahren gestorben.

Abgeschlossen Dienstag, 15. Oktober 1957 *cf*

Das gute Gespräch

Wir unterscheiden wohlweislich gleich ein Gespräch von einer Unterhaltung, einer Debatte, einer Aussprache. Eine Unterhaltung ist im Grunde unverpflichtend, eine Debatte hat einen bestimmten Fall oder einen Themenkreis zum Gegenstand, eine Aussprache ist zumeist auch eine «Bereinigung», ein Klarwerden einer eingerissenen Unklarheit oder gar Pflichtverletzung. Ein Gespräch schliesst sogleich das Intime ein, das Persönliche, es gehört unter Umständen einem höheren Rang an, in der das Geschäftliche nicht zu fehlen braucht, zumindest nicht unbedingt. Aber es ist doch auch wiederum keine «Besprechung». Gespräche habe ich kaum zum ersten Male mit Unbekannten, sie setzen schon eine gewisse Bekanntheit der Partner voraus. Es ist ein Klang von schöner Toleranz in diesem Wort Gespräch, ein Klang von Kammermusik, das bereitwillige Hören des einen auf den andern, die bereitwillige Akzeptierung, von dem andern gar zu lernen.

Ein solches Gespräch kann sich ganz frei entwickeln, oder es steht unter der Führung eines besonders intelligenten Menschen. Dieser «führt» ein Gespräch, bewegt es jenen Höhen zu, auf denen es «edel» wird. Wie in einem Quartett vielleicht die Violine den stärksten Part hat, so in diesem Gespräch die stärkste Persönlichkeit. Keine stumme Persönlichkeit, wohlverstanden, kein grindiger Schweiger, der nicht etwa aus Gold-Weisheit oder Bewusstsein schweigt, sondern einfach, weil er nur Eisen in der Brust hat.

Ein Gespäch führen ist eine Kunst, eine hohe. Es ist kein Monolog und beileibe kein Aufoktroieren seiner eigenen Meinung, es ist Lockerung und Lokkermachen der anwesenden Geister. Sie beleben es, sie stellen Frage und Gegenfrage, und langsam kommt das Gespräch in jenen schönen Gang, der einer Allegro-Partitur gleicht. Erkenntnisse bilden sich, ja, es ist schon vorgekommen, dass einer im Gespräch plötzlich ganz gewisse Zusammenhänge begriffen hat, die ihm in der einsamen Kammer nie «eingehen» wollten. Das Thema? Ist im Grunde völlig gleichgültig. Man kann von der Bierherstellung auf die Freiheitsfrage kommen, von der Tatsache eines billigen Strumpfhändlers auf die Natur des Menschen, von der Stricknadel zum kategorischen Imperatif.

Nichts Schlimmeres als Leute, die immer nur «hohe» oder gar «weisheitsvolle» Gespräche führen wollen. Weisheit muss sich ganz von selbst einflechten, und auch nur gelegentlich; das Gespräch selbst darf die Gründe echter Realität nie zu lange verlassen, sonst kommen die andern zum Schweigen, und schliesslich sind es nur zwei, die sich ausgiebig über ein Fachthema unterhalten, das die andern kaum durchdacht haben.

Hier wacht der Gesprächs-Führer; er versteht zu bremsen und wieder neu anzuregen, er setzt eine Frage unter Umständen wieder da an, wo sie notgedrungen entstehen muss, er denkt an alle und er denkt an ... an das Gespäch, das ein Kunst-Akt aller ist.

Ein solches Gespräch nähert sich stark der schönen Kommunikation (im Sinne des Basler Philosophen Jaspers), denn Gespräch ist wie gesagt keine Debatte, immer ist auch das Herz neben dem Geist engagiert, und es ist unmöglich, in einem Gespräch die feineren Saiten eines Menschen überhören zu wollen.

Dass Gespräche wieder möglich werden, ist vielleicht ein kleines Zeichen eines glückhaften Neubeginns in einer Zeit, in der uns der Bildschirm oder das Radio alles «vorspricht». Wehren wir uns gegen dieses dauernde «Vormachen» und «Vorsprechen», stellen wir die Gespenstermaschinen ab — und eröffnen wir gleich ein Gespräch darüber, warum wir sie abstellen ...

G. S.

Rauch

Es beginnt damit, dass bei der morgendlichen sakralen Handlung des Feueranzündens die Flamme aus dem gelockerten Zeitungsballen im Bauch des Ofens einmal aufspringt und blau gezackt die trokkenen Holzstücke umtanzt, mit ganz wenigen hellen gelben und rötlichen Lichtern, einen Augenblick lang hämisch heult, dann zusammensinkt und allenfalls noch ein paar Reisigspitzen träge anglüht. Der Ofen streikt, er hat gar keine Lust heute zu wärmen, er möchte in Ruhe gelassen werden. Es ist der Tauwind, der die ganze Nacht geseufzt hat und mit lähmender Schwere auf den Kamin drückt. Es raunt, rinnt, klickert vorm Hause, Schneefladen rutschen vom Dach und fallen polternd nieder. Alles ist in Auflösung, klares Wasser sickert die Stämme hinunter, ein verspäteter Hahn schreit gar gräßlich, ein pudelnasses, unterarmgrosses Wesen schleicht durchs Gras, sicher ein Tier, das in einem behaglichen Loch vor den eindringenden Wassern aus dem Winterschlaf gescheucht wurde und nun taumelnd, erschöpft und unerkannt mit nassem Pelz einen neuen Unterschlupf sucht. Der Mensch aber bedarf in dieser Melancholie erst recht eines kleinen wärmenden Feuers.

Er bringt einen richtigen Feuerschwalm mit knisternden Spänen und dem Rest eines zünderdürren Pantoffels zustande und zwingt das göttliche Element der Perser ins harzbetropfte Holz zu beissen. Und es scheint zu gehen ... Schein und Rauch mischen sich zu blauer, wabernder Dichte, in der die Funken wie Sterne bei der Erschaffung der Welt tanzen; im langen Rohr an der Wand summt, tickt es, bis nach einer Weile irgendein Jemand aus einer Ecke des Hauses ins Zimmer gestürzt kommt und meldet:

«Es raucht ...!»

Ja, bläuliche Weihrauchschwaden drehen, dösen, ziehen sich unter der hohen Decke der Küche, spielen mit langen Zungen ums Geländer der Wendeltreppe, die nach oben führt in die Stille der Estriche; sogar in der kühlen, steinernen Speisekammer hängt ein Rauch, der ferne knäbliche Erinnerungen weckt ... als man mit strähnigem Haar um herbstliches Feuer sass und Kartoffeln briet.

Aber das ist nur die Ouvertüre einer Oper (oder eines Dramas unter Umständen), der man einige, die Romantik fördernde Themata entdecken mag. was folgt, ist oft keineswegs eine würdige Entsprechung.

Die Wirtin ruft: «Meine Vorhänge!» und der Mieter versteht das: muss es doch eine wahre Wollust, ein echtes sinnliches Vergnügen für den Rauch sein, in diese weissen, unschuldig-molligen, schleierartigen Gewebe einzudringen und so etwas wie Hochzeit mit ihnen zu feiern.

Abzustellen ist diese Entwicklung nicht in zehn Minuten. Der Ofen nämlich ... brennt, versucht seine Hitzkraft an Astlöchern, dass es knallet, und hat ein solches Mass an trockenen, verwandlungssüchtigen Stoffen empfangen, dass an ein übereiltes Löschen nicht zu denken ist. Warum aber und um Gotteswillen, hält er's nicht mehr in Brüderschaft mit dem Kamin, denkt man. Wurde so etwas wie ein Arbeitsvertrag gekündigt oder hockt ein hämischer

Frauen in ihren Berufen

Eine Physiotherapeutin

Wir hatten auf der Poliostation des Genfer Kantonsspitals oft von der Physiotherapeutin auf diesem Gebiet, Heidi v. Weissenfluh, gesprochen. Sie war auch hier ein Begriff, der einer Helferin besonderer Art. Nun hatte ich diesen Sommer Gelegenheit, sie bei der Arbeit zu sehen, ja sie gestattete mir sogar, als «Kollegin» daran aktiv teilzunehmen, indem ich mit ihr in Leukerbad ins Thermalwasser stieg und die Uebungen verfolgen konnte. Wie ist sie zu ihrem Beruf gekommen? Sie hat sich als Heilgymnastin in Zürich ausbilden lassen, begleitete ihren Chef nach Leukerbad; dieser — Professor Matthias — begann dort mit der Behandlung von Kinderlähmungsfällen, kurz «Polio» genannt. In der Folge hat Heidi v. Weissenfluh mit grosser Zähigkeit und Ausdauer das begonnene Werk weitergeführt, ausgebaut, und ist nun zu einer Autorität auf dem Gebiet der Heilgymnastik für Poliogelähmte geworden. Sie selbst ist von einer grossen Bescheidenheit und will nicht von sich reden, sondern nur von ihren Patienten, von der Krankheit als solcher und den Möglichkeiten, die schweren Folgen derselben zu beheben.

Neben der Bewegungstherapie im Wasser kommt in der Kinderlähmungs-Nachbehandlung der Trockengymnastik unter Aufsicht der Polio-Heiltherapeutin besondere Bedeutung zu.

Ich habe sie nun ein zweites Mal aufgesucht, um für die Leserinnen des «Schweizer Frauenblattes» etwas Näheres über den Beruf der Physiotherapeutin zu erfahren. — In der Schweiz haben wir deren viel zu wenig. In Leukerbad sind zum Beispiel zwei Deutsche tätig, in der Kinderklinik haben wir eine Französin.

Wo werden nun Physiotherapeutinnen — schon die Bezeichnung verspricht etwas! — ausgebildet? In Basel ist dies im «Bethesda» und im Bürgerspital, (allerdings leider nicht mit einer Dauer von drei Jahren), in Zürich im Physikalischen Institut und in Genf im Kantonsspital möglich.

Am 1. Oktober beginnt jeweilen in Genf der dreijährige Kurs. Man verlangt ein Mindestalter von 19 Jahren und nimmt nur Anwärterinnen, die das 32. Altersjahr nicht überschritten haben. Die Fächer, die erteilt werden, sind die folgenden: Massage, Heilgymnastik (Reedukation), Elektrotherapie und Hydrotherapie. Sekundarschulbildung wird verlangt. Das Lehrgeld beträgt 200 Franken pro Semester. Im dritten Jahr wird, wenn die Schülerin oder der Schüler befriedigen, ein kleines Honorar von 100 Franken monatlich bezahlt.

Aber gehen wir nun zurück nach Leukerbad, zurück zur Arbeit der Physiotherapeutin! — Heidi von Weissenfluh hat sich ihre Erfahrungen in jahrelanger Arbeit bei Poliokranken gesammelt. Sie ist überzeugt, dass zur Ausübung dieses Berufes eine grundlegende Basis wichtig, das heisst dass die dreijährige Lehrzeit absolut notwendig ist. In ihrem Team befindet sich eine Masseuse, die einsehen lernt, dass ihre Ausbildung nicht genügt und dass ihr jene der Heilgymnastin fehlt. Diese Lücke will sie nun ausfüllen. Heilgymnastik ist ein wichtiger Zweig der Physiotherapie.

Wie steht es nun mit den Verdienstmöglichkeiten einer ausgebildeten Physiotherapeutin? — Wenn diese in einem Institut oder in einer Klinik arbeitet, wird sie gleich zu Beginn ihres Wirkens durchschnittlich 750 Franken verdienen, wobei es aber auch Institute gibt, die bis zu 1200 Franken bezahlen, weil es sich um einen Mangelberuf handelt und gut ausgebildete Kräfte so sehr gefragt sind. Wenn sich eine Physiotherapeutin selbständig macht und einen Kreis von Klienten zu betreuen hat, ist sie eine «Selbsterwerbende», der alle Möglichkeiten offenstehen.

Ist es nicht die Krönung des Berufes, wenn man, wie Fräulein von Weissenfluh, sein Kinderheim besitzt, jährlich 360 Patienten helfen und dazu noch als Pädagogin jungen Mädchen die Freude am Beruf vermitteln kann? All dies ist einer gutausgebildeten Physiotherapeutin möglich. So wie die jungen Helferinnen in Leukerbad «Poliospezialistinnen» sind, werden andere wieder für die Vorbereitung «Geburt ohne Schmerzen» für die sogenannte Schwangerschaft- und Wochenbettgymnastik ausgebildet. Wer wüsste nicht von der Nachbehandlung von Verunfallten, von Hemiplegien oder andern Lähmungen. In jeder Sparte der Medizin werden sie gebraucht: in der innern Medizin für Kreislaufstörungen, Arthritiden, in der Chirurgie, wie oben erwähnt nach Unfällen und Operationen, in der Neurologie, in der Gynäkologie und der Pediatrie oder Kinderheilkunde und vor allem in der Orthopädie.

Das regelmässige, genau dosierte Muskeltraining zur Behebung von Kinderlähmungsschäden muss zunächst unter ständiger Anleitung besonders ausgebildeter Polio-Therapeutinnen erfolgen. Die eigene Beobachtung der Körperhaltung im Spiegel bildet ein wertvolles Hilfsmittel. Aufnahmen H. Bickel, Zürich, aus dem Kinderheim «Giuvaulta», Rothenbrunnen (GR).

Denken wir an die rachitischen Kinder, die von der Littleschen Krankheit befallenen oder die vielen, deren Haltungsschwäche ohne das rechtzeitige Eingreifen der Heilgymnastin zu Rückenverkrümmungen führen müsste. Schon seit mehr als 25 Jahren bestehen in Deutschland zahlreiche Schulen, so in Hamburg, München, Heidelberg, Freiburg i. B., Köln, um nur einige zu nennen. In Frankreich, Belgien und Holland, in England und Amerika wenden sich die jungen Mädchen diesem Beruf zu. Warum sind es wohl ihrer in der Schweiz so wenige, die ihn ergreifen? Wird im Augenblick der Berufswahl dieser schöne und reiche Beruf, wie jener der Krankenschwester, übergangen? — Wie beglückt doch die tiefe Befriedigung, die dieser Beruf in seiner Ausübung mit sich bringt! Wer von uns würde das Aufleuchten eines Kinderblicks, den kräftigen Händedruck eines Geheilten, die Dankbarkeit glücklicher Eltern vergessen?

Eine Fabrikantin für Krankenfahrzeuge und orthopädische Geräte aus Kiel, die ich am Internationalen Kongress für Poliomyelitis kennengelernt habe, hat mir kürzlich geschrieben: «Einer der stärksten Eindrücke meines Aufenthaltes in Genf war der einfache, bäuerliche Mann (der Vater eines 9jährigen Knaben, der letztes Jahr an Polio gestorben ist), der schweigsam im Kreise der Poliokinder sass und zuschaute, wie sie das Obst assen, das er ihnen mitgebracht hatte. Ich glaube, ich werde das Bild des blühenden Baumes und darunter auf dem Rasen die gelähmten und doch so frohen Kinder nie vergessen. Es ist eine schöne Aufgabe, die sie sich gesetzt haben, vielleicht schöner noch als eine Fabrik zu leiten, was so viel männliches und vernunftmässiges Denken erfordert ...!» —

Dass es noch kein eidgenössisches Diplom für Physiotherapeutinnen gibt, sondern nur kantonale, ist ein Manko, ebenso wird mit der Zeit ein Normalarbeitsvertrag, wie in andern Berufen, den Beruf der Physiotherapeutin stützen und schützen müssen, doch vorläufig werden noch Anwärterinnen gesucht: Junge Mädchen, die in ihrem Beruf den Kontakt mit den Menschen suchen, die in diesem Kontakt mit den Hilfsbedürftigen, den Kranken, den Schwachen, eine Aufgabe sehen und sich dieser widmen wollen.

M. v. St.

Zur Bildung eines Kammerorchesters (Leitung Hedy Salquin) werden

Musikerinnen mit Orchestererfahrung

gesucht (alle Instrumente). Dauer des Engagements 10. bis 29. August 1958. Interessentinnen (Schweizerinnen oder Ausländerinnen seit mehreren Jahren in der Schweiz tätig) wenden sich schriftlich bis 30. November 1957 an die Geschäftsstelle **Saffa**, Bahnhofplatz 14, Zürich

Saffa 1958

Ein Leben für die Kunst

Zum Hinschied von Dora Hauth-Trachsler

Die in ihrem 83. Altersjahr nach kurzem, schwerem Leiden in Zürich verstorbene Malerin und Schriftstellerin war Mitarbeiterin unseres Blattes. Aus ihrer Feder stammten tiefempfundene Gedichte und heitere Feuilletons. Mit Frau E. Studer-von Goumoëns war sie freundschaftlich verbunden. Sie hat auch ihr Porträt gemalt. Immer haben wir Reproduktionen der Porträts, wie der Landschafts- und Tierbilder, im «Schweizer Frauenkalender» angetroffen. Zum Jahreswechsel schickte uns Dora Hauth mit ihren Grüssen und Wünschen immer eine Gabe ihrer Kunst, eine Zeichnung oder eine Lithographie.

Die am 1. August 1874 in Zürich geborene Künstlerin hat in ihren «Erinnerungen an Kindheit und Beruf», die 1956 in «Die junge Schweizerin», Juni 1956, erschienen, von ihren allerersten, sehr frühen Begegnungen mit der Kunst und Künstlern anschaulich erzählt. Eine bedeutende Rolle spielte dabei Dr. Gottfried Kinkel, der Sohn des bekannten Dichters und Achtundvierziger-Revolutionärs Prof. Kinkel, der während vieler Jahre Kustos an der graphischen Sammlung der ETH Zürich war.

Dora Hauth verbrachte von 1907—1914 ihre arbeitsreichen Studienjahre in München. Aus jener Zeit erzählt sie in ihren Erinnerungen:

Mit 40 Mark monatlich musste ich dort auskommen, für Essen, Kleider und Malmaterial. Wie ich all die Jahre durchhalten konnte, ist mir heute unbegreiflich. An einem Tag Häring mit Kartoffeln, oder zwei Eier, wenn sie billig waren und dergleichen. Viele Nudeln und viel Tee und wieder Makkaroni, vielleicht einmal wöchentlich ein Mittagessen für 80 Pfennige mit Schweizer Kollegen, und trotz diesen schmalen Menus bin ich natürlich in Anbetracht der Nudeln nie schlank geworden. Von den 40 Mark konnte ich keine Farben und Leinwand kaufen, obwohl mich mein Lehrer immer aufforderte, doch in Farben zu arbeiten, und so war ich gezwungen, jahrelang zu zeichnen, mit Kohle oder mit Pinsel in zwei Farben (schwarz-weiss) auf selbstgeleimtes Papier zu malen. Unzählige lebensgrosse Akte und Köpfe auf Papier gemalt, sind natürlich längst zerrissen.

Aber auch dafür bin ich dankbar, dass Entbehrung mich verhinderte, allzufrüh mit Farben herumzuwüten, obwohl ich vielleicht schneller in das Wesen der Farberscheinung eingedrungen wäre. Wenn wir Malerinnen den Haushalt, unsere Umgebung, rein halten möchten und keine Einnahmen haben, dann müssen wir alles und alles selber tun, spät abends nach der Berufsarbeit. Wir müssen und wollen am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, Besuche machen und Besuche empfangen, als Frau einen netten Teetisch arrangieren, froh und lebendig sein und niemanden mit trübem Gesicht belästigen, und, um nicht beruflich auf die isolierte Insel der Vergessenheit abgetrieben zu werden, müssen wir immer (übrigens auch die Kollegen natürlich) mit neuen Arbeiten die Ausstellungen beschicken und oft unser letztes Geld für Rahmen, Transporte, Kisten usw. ausgeben. Aber auch da: nur nicht verbittert werden, denn verbittert sein ist Vertrocknung und der beginnende Tod. Auch machte einem oft die stereotype Frage in schlechten Zeiten nervös: «Wie geht's? Haben Sie viel Arbeit? Eigentlich ist es ja fein, wenn Sie viel Arbeit haben.» Alles dies sprudeln die Fragerinnen (seltener sind es Frager) in einem Atemzug hervor. Gewöhnlich antworte ich: «Wenn Sie zum Beispiel immer auf Risiko arbeiteten und keine Nachfrage käme — aber die Rechnungstermine, die Bezahlung fordern, rücken immer näher und Sie arbeiten in die Nächte hinein, finden Sie diese viele Arbeit so fein?» Dann kommt die verlegene Antwort: «Ja so — aha — ja aber, das ist doch gewiss etwas anderes, und dann — die Künstler sind doch so ideal — ein Künstler hat doch ...» und ich ergänze dann: «Hat doch dieselben Verpflichtungen wie jedermann.» «Ja, ja, das schon, jetzt muss ich aber leider gehen, ich habe ein Rendez-vous.» Und fort ist die Fragerin.

Im Jahre 1907 wohnte ich in München in einem ganz armen Hause. Es war das wirklich das ärmste der Häuser mit 20 Familien und 40 Kindern, die ihr Leben tagsüber auf den Stiegen lebten und auch im Winter fast alle barfuss. Das war bis 1911. Ich hätte um denselben Mietpreis in gutem Quartier wohnen können, aber ich lernte meine Vermieterin kennen und sehr schätzen, und beschloss, bei ihr zu mieten. Ich wurde oft gefragt: «Wie konnten Sie sich nur in das schmutzige Armeleutequartier an der Peripherie der Stadt verirren?» «Um dies Leben nicht nur aus Büchern und ‚teilnahmsvollen' Teegesprächen kennenzulernen», antwortete ich. Volle drei Jahre blieb ich in diesem Haus, kannte die Gewohnheiten und Lebensbedingungen der Aermsten aus nächster Nähe durch eigenes Miterleben. Eben diese Erfahrungen möchte ich in meinem Leben, für meinen Beruf, auch als Porträtistin nie missen, denn sie gaben mir den innersten menschlichen Zusammenhang und Klang. Ich hatte dort die fragliche und zugleich freudige Genugtuung, dass ich in diesem Armenquartier zu jeder Nachtzeit, wenn ich spät von Kolleginnenbesuchen ohne Begleitung heim musste, den sichersten Schutz der nächtlichen Strassenburschen und Frauen hatte — und dies erfuhr ich — erst nach zwei Jahren. Und zwar so: ich sagte meiner Hausfrau, dass ich fortziehen müsse, da ich erstens nie gut jemanden aus meinen Kreisen in dies Haus einladen könne, und zweitens, weil es doch immer nachts sehr gefährlich sei, wenn ich spät heimkehre, wegen all den Individuen, die sich mit schiefen Mützen unter den Laternen und in den Hausecken herumdrücken. Meine Hausfrau stellte sich breit, fast majestätisch mit eingestemmten Armen hin und sagte: «Ah-na, gnä' Frau, in unserm Quartier kön-

(Forsetzung auf Seite 4)

Ist nicht die Freude, die noch den Glanz erlebten Schmerzes sehen lässt, freudiger als jede andere Freude? Ist nicht das vom vorübergegangenen Unglück noch durchdrungene Glück reiner und schöner, reicher und höher als das nie von Missgeschick geplagte und heimgesuchte? Sollte weinender Zorn wirklich nicht schöner sein als kalte ‚gemessene Gelassenheit? Ist ein Sturm nicht doc hviel schöner als kühle, reiflich erwägende Ueberlegungä Ist nicht Niederlage besser als bleiches Triumphlächeln? Ist Erschütterung nicht wohltuender als Gefasstheit und Gleichmütigkeit, obwohl sie erstrebenswert sind? Ist nicht viel besser, dass ich verzage, worüber ich seufze, als dass ich siege, worüber ich mich auf rohe, wüste Art freue? Ist der Schimmer auf einem Gegenstand nicht tausendmal schöner als letzterer selber? Ist nicht schliesslich der zürnende, strahlende, donnernde Himmel unendlich schöner als die mutwillige Erde, die ohne ihren Himmel, der sie in Lüften gnädig aufrecht hält, in Wertlosigkeit zusammenschrumpfen, in ein Nichts versinken und in ein wesenloses Grauen herabstürzen müsste? Ist die Seele, die den Körper zum Körper macht, nicht schöner als dieser? Ist das Geistige ‚das dich in fröhliche Bewegung setzt, nicht schöner als du selbst? Sind denn die wenigen guten Absichten, die mich beleben und beseligen, nicht viel schöner als ich selber?

Aus «Vom Glück des Unglücks und der Armut» von Robert Walser. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel.

Kobold in der schwarzen Finsternis des steigenden Schachts und lässt sich in diebischem Geniessen seinen Allerwertesten anräuchern?

Es ist wie eine lautlose Einschwemmung des Hauses. Der Rauch scheint aus der Decke zu dringen, aus dem von Fliesen belegten Boden hervorzudünsten, sogar im Keller macht sich ein mürb bitterer Geschmack bemerkbar. An einer gewissen Stelle der hohen Küche aber, just da, wo das Rohr in die Wand, mit ihren verborgenen Weiterungen und Hohlräumen, eintritt, möchte man Schinken und kleine rosige Fleischstücke aufgehängt sehen.

Die «Landschaft» der häuslichen Fluren, Plätze und Räume ändert sich, tragische, düstere, ja unheimliche Aspekte eröffnen sich dem Auge, und das Alter des Hauses, sonst klug gebannt durch helle Vorhänge und helle Bilder, legt sich schwer auf die Seele.

Meine Wirtin aber hat angesichts der ziehenden Schwaden gar keine lyrischen Empfindungen, sie denkt an die weissen Deckchen, an die unschuldigen, vergewaltigten Gardinen, und sie beginnt, mit jenem Grad von Empörung, der dem Manne klüglich zu schweigen gebietet, die Fenster, diese Luken des Ausgleichs, diese Ausfalltore zur himmlischen Gerechtigkeit, aufzureissen.

E. H. St.

Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.

Der grösste Feind des Rechtes ist das Vorrecht.

Aus den Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach, Alfred-Scherz-Verlag, Bern.

Finlandia

Von Helene Stucki

I

Kloten — Helsinki

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm hergefahren
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Im Jahr 1843 hat Justinus Kerner in seinem Lied «Unter dem Himmel» in etwas grämlicher Weise die Zeit beklagt, da «werden könnt zur Wahrheit das Fliegen, der unsel'ge Traum». — Die Zeit, da «wie vom Erdball, so vom Himmel

Die Poesie still trauernd geht».

Gottfried Keller hat ihm, zukunftsgläubig und überzeugt von der Schönheit des Fliegens und der Unsterblichkeit der Poesie, mit den oben zitierten Versen geantwortet.

Wem heute das Geschenk eines längeren Höhenfluges wird: Er bekennt sich freudig zu Meister Gottfried, leise bedauernd, dass sein Jahrhundert ihm die Erfüllung des Wunsches nicht brachte, dass es ihm nicht vergönnt war, weder als Fährmann noch als Passagier die Herrlichkeit des über den Wolken Dahinsegelns zu erleben und ihr Ausdruck zu geben.

Das kürzlich ins Deutsche übertragene Buch der ungemein sympathischen Rekordfliegerin Jacqueline Cochran «Mein Weg zu den Sternen» hätte des Dichters Herz höher schlagen lassen, und freudig hätte er der unerschrockenen und dabei so gütig-bescheidenen Pilotin die Hand gedrückt.

«Erdgebundene Seelen», heisst es auf Seite 68, kennen nur die untere Seite der Atmosphäre, die Troposphäre, die uns am nächsten ist, in der wir frei atmen. Sie ist die Bringerin schlechten und guten Wetters; sie spiegelt die Sonnenstrahlen, macht die Dinge bei Tage hell und gewährt uns den Anblick erhaben lieblicher Sonnenauf- und -untergänge. Doch wenn man höher und höher steigt, hinauf in die Strato- und die Ionosphäre, wird der Himmel dunkler und dunkler, und die Gestirne ‚sind auch bei Tag sichtbar. Ich sah die Sterne bei Tag.»

Unser Flugzeug war nun nicht mit Griechenwein befrachtet, wie dasjenige von Kellers Wunschtraum: Er trug eine 40köpfige Gesellschaft der Schweizer Freunde Finnlands und der Freunde schweiz. Volksbildungsheime der finnischen Hauptstadt entgegen, nachdem es eine ebenso grosse Zahl finnischer Schweizer Freunde nach Zürich befördert hatte. (Dieser Austausch erwies sich nicht nur in materieller, sondern auch in menschlicher Beziehung als sehr erfreulich. Die kurze Begegnung in Kloten nach unserer Rückfahrt zeigte, dass die Finnen ebenso begeistert von unserem Lande waren, wie wir von dem ihren.) Wir kletterten auch nicht in die Strato- und Ionosphäre, sondern begnügten uns mit Finsteraarhornhöhe, so dass wir zwar nicht die Sterne, wohl aber den glanzvollsten und längsten Sonnenuntergang beobachten konnten. Es war ein seltsam-magisches Spiel. Immer wieder glaubte man das Gestirn untergetaucht, immer wieder erschien es hinter Wolken hervorblinzelnd, sich siegreich daraus erhebend, immer wieder. Und in den ruhenden Wolkengebilden grüssten sämtliche «Hauts lieux de l'esprit», — die Du-Nummer vom September 1956 erzählt von ihnen — vom Turm zu Babel und der Akropolis, zur Gralsburg und dem Mont St.-Michel. Man fragte sich, ob die Menschen ihre heiligen Bauwerke den Wolken nachgebildet oder ob die Wolken die Herrlichkeit der Menschenwerke spiegelten. Während in der Nähe die Formen beständig wechselten, von wolligen Schafherden zum Leviathan, der alles zu verschlingen drohte, von Plastiken Michelangelos und Rodins zu den kämpfenden Eidgenossen, den Schlachten der Weltgeschichte, blieben am fernen Horizont die goldumsäumten Dome und Burgen lange Zeit unbewegt, Symbole der Ewigkeit. In der Nähe dehnten sich Fjorde, auf dem Märjelensee hockten mächtige Eisblöcke, der Illgraben sperrte seinen Rachen auf. Und wieder tanzten Engel, spielten Kinder, graue Weiber traten auf, Mangel, Schuld, Sorge und Not, wie am Schluss von Goethes Faustdichtung. Und plötzlich thronte man nicht mehr selbstsicher über den Wolken, man war mitten drin im brodelnden Getriebe, nichts war mehr zu sehen als der Propeller, das Rad der Zeit, das unaufhörlich sich drehte. Dann wieder Risse, Bruchstellen, Schleiermachers «durchgehauenen Aussichten» vergleichbar, Uebergänge ins Unendliche. Und kurz danach fühlte man sich von Urstoff umgeben, alle Formen hatten sich aufgelöst, es war, als ob das Chaos auf die schöpferische Gotteshand wartete. Uns wollte scheinen, als ob alle im Laufe der Jahre aufgesogenen Bildungserlebnisse sich in Urerlebnisse verwandelten, als ob greifbar in packenden Bildern uns berührte und bewegte, was vorher nur Sache des Verstandes war.

Aus seinen Wolkenträumen wurde man etwa geweckt durch die sympathische Stimme der Stewardess, meldend, dass man einen Blick auf das nächtliche Kopenhagen, später auf Stockholm aus 5000 Meter tun könne, dass die Uhr eine Stunde vorzu-

(Fortsetzung von Seite 3)

nens sicherer gehen als in der vornehmen Ludwigstrassen.» Erstaunt fragte ich: «Ja wieso?» «Die san's alle die Freind von meim Sohn und durch ihn wissen's, wie Sie mit uns leben und wann Sie auch heimkommen durch unser Quartier, da habens den Schutz von diese Leit von die Strassen. Olle würden sich auf den herabstirzen, der Eana anrempeln oder was zleid tun tät.» Hat man sowas gehört? Von den sogenannten «Verworfenen» war ich beschützt, ohne es gewusst zu haben. In mir kämpfte Scham über mein Misstrauen, Rührung und Lachen und Weinen und — ich blieb noch ein Jahr.

Jeden Tag musste ich durch die grosse Kinderschar auf der Stiege, wenn ich heimkam aus dem Atelier, und am Ersten des Monats konnte ich manchmal jedem einigen Bonbons verteilen.

Sie schrien jeweils im Chor und in allen Tonarten: «Grüess Eane God, Frau Gräfin.» Es war so komisch und peinlich für mich, dass diese Menschlein, die ich so liebte, mich so weit über sich empfanden, und ich versuchte oft, ihnen zu erklären, ich sei keine Gräfin und hätte einen Namen, so wie sie und sollten mich «Frau Hauth» oder, wie es eben Sitte war, «Gnä' Frau» nennen. Dann nickten sie verlegen mit den Köpfchen, warteten ein wenig und schrien wieder im Chor: «Dank scheen, Frau Gräfin, für die Zuckerln», und «Adie, Frau Gräfin». Es war nichts zu ändern, ich blieb eben die «Gräfin». Nach drei Jahren zog ich in ein anderes und gutes Quartier, weil ich wirklich wieder in anderer Umgebung leben wollte.

Ich bin dankbar für alles, was ich erhielt, auch für alles, was nicht in Erfüllung ging, denn es war gut so.

Die hochbegabte Künstlerin hat u. a. Maria Waser, Carl Spitteler, Prof. Einstein, Ernst Zahn und General Wille porträtiert. Viele Kinderbildnisse hat sie geschaffen. 1911 wurde sie beauftragt, das Plakat für das eidgenössische Schwingfest zu gestalten, und 1920 trug das Plakat für die Sache des Frauenstimmrechts ihre Signatur. Bekannt ist ihr Mappenwerk «An der Grenze» mit Federzeichnungen. Die Künstlerin, die ein tapferes, reiches und erfülltes Leben lebte, hat während längerer Zeit in ihrem Atelier auch Malschüler und -Schülerinnen unterrichtet und so von ihrem grossen und beschwingten Können auch an andere weitergegeben.

-i.

Die erste Frau, welche die Schallmauer durchbrach

«Mein Weg zu den Sternen» heisst ein Buch, in dem die berühmte Fliegerin Jacqueline Cochran ihre abenteuerliche Lebensgeschichte erzählt (Albert-Müller-Verlag, Rüschlikon-Zürich). Das Buch ist keine Autobiographie in üblichem Sinne, es verliert sich nicht in Eigenlob und eitle Selbstbespiegelung, sondern es versucht in frischem und unbekümmertem Ton ein Leben der Arbeit, der Tatkraft, des Sieges über Hindernisse und Schwierigkeiten zu schildern, fast in einer Distanz, als handle es sich nicht um eigene Leistungen und Erfolge. Oberst Charles Yeager, Chef-Testpilot der US Air Force, der einst als der schnellste Mann der Welt galt, denn er erreichte am 12. Dezember 1953 mit dem raketengetriebenen Forschungsflugzeug eine Höhe von 23 200 Metern und eine Geschwindigkeit von 2650 Kilometern, gab dem Buch ein interessantes Vorwort. Er erzählte von «Jackie», dass sie im Jahre 1938 den General-Mitchell-Preis erhielt, der jeweils als höchste Auszeichnung denjenigen amerikanischen Piloten verliehen wird, der im Laufe des vergangenen Jahres am meisten zur Entwicklung des Flugwesens beigetragen hat. Im Jahre 1953 wurde die Pilotin mit der goldenen Medaille der Fédération aéronautique internationale für die hervorragendste Flugleistung des Jahres belohnt. Oberst Yeager war der erste Mann und Jacqueline Cochran die erste Frau, welche die Schallmauer durchbrachen. Beide gehören zu den Pionieren des Flugwesens. Yeager nennt seine Kollegin furchtlos und fröhlich, sie erreichte, wie er schreibt, und übertraf sogar, «ohne besonderes Aufheben davon zu machen», nahezu alle internationalen, von Männern aufgestellten Rekorde für Flugzeuge mit Propellerantrieb, und seit dem Frühling 1955 stellte sie auch noch mit Düsenflugzeugen Rekorde auf.

Und doch ist diese Pilotin, die nach Yeagers Meinung ebensoviel Mut wie Geschicklichkeit aufwies, eine hundertprozentige Frau, die bei jeder Landung von ihren Höchstgeschwindigkeitsflügen für die Bodenmannschaft immer «ein holdes Lächeln» hatte, «und nie war ihr Blondhaar in Unordnung». Ihr Fluglehrer und Freund Oberst Yeager nennt Jacqueline die beste Pilotin, einen trefflichen Kameraden und «ein prachtvolles Menschenkind, das alle Schwierigkeiten im Leben tatkräftig überwunden hat.»

Aber noch ein anderer Mann schrieb einige Zeilen über die Verfasserin dieses auf jeder Seite eigenartigen und sensationellen Werkes. Es ist der Ehegatte der Pilotin, der von seiner Frau sagt, sie sei bei weitem der interessanteste Mensch, der ihm jemals begegnet sei. Er nennt sie den Marco Polo des 20. Jahrhunderts, denn sie sei auf ihren Reisen in fremden Ländern und Erdteilen stets auf der Suche nach dem Ausserordentlichen. Ein Blick auf einen ihr noch unbekannten Fleck im Weltatlas sei für sie meistens der Anfang zu einem neuen Abenteuer. Mit Recht sagt Floyd Odlum, Jacquelines Mann, dass der Weg, den das kleine barfüssige Mädchen aus einem Elendsquartier des amerikanischen Südens zurückgelegt hat, selbst für Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wo schon so mancher aus Lumpen zum Luxus kam, wahrhaft erstaunlich ist. Jacqueline Cochran ist ein lebendiges Beweisstück für die Macht der menschlichen Willensstärke und für alles, was Begabung, Ehrgeiz und Fleiss erreichen können. Nicht nur, dass diese kühne Fliegerin mit vier aufeinanderfolgenden Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Tische sass, dass sie häufig ein geehrter Gast von königlichen Hoheiten war und in Privataudienz beim Papst empfangen wurde, macht sie zu einer beispielhaften Gestalt unserer Zeit, sondern, dass sie vor dem Tod niemals Angst hat und die grössten Schwierigkeiten für sie nur dazu da sind, um überwunden zu werden.

Jacqueline Cochran hat ihre Lebensgeschichte für die vielen jungen Menschen geschrieben, «die unter der Vorstellung leiden, für frühere Generationen habe es gute Möglichkeiten gegeben, und künftige Generationen hätten vielleicht noch bessere Chancen, nur die Heutigen seien übel daran». Denn diese Pilotin gibt mit ihrem Buch ein temperamentvolles Gegenargument gegen die pessimistische Philosophie der Verzweiflung, die heute so modern ist bei der Jugend unserer Zeit. Bei ihren Flügen über alle Erdteile und Meere, von der Arktis bis zur Südsee, vom Fernen Osten nach Afrika und zu den Urwäldern Brasiliens, gab es keine Zeit für sentimentale Gedanken und Stimmungen. Sie, die den Weg zu den Sternen fand und im wörtlichsten Sinne zu den Gipfeln des Daseins, kam aus den tiefsten Niederungen des ärmlichsten Lebens und weiss heute noch nicht, wer ihre Eltern waren. Wie Unkraut wuchs sie in den sumpfigen Waldgebieten Floridas auf. Sie erzählt von den dortigen Sägewerken, von ihren Streifzügen durch die Wälder, ein verwahrloster Wildfang. Bis zu ihrem achten Lebensjahr besass sie keine Schuhe, ihr Bett war ein Strohsack, der auf dem Fussboden lag. Vom Hunger getrieben, suchte sie sich wie ein wildernder Hund ihre Nahrung und war schon glücklich, als sie in einer Baumwollweberei als Achtjährige in 12stündiger Nachtschicht Arbeit fand. Schon mit 10 Jahren wurde sie dort Vorarbeiterin, später Ausläuferin, dann Hausmädchen, Coiffeuse und schliesslich Mitarbeiterin in einem Schönheitssalon. Als sie später sogar Inhaberin mehrerer Schönheitssalons wurde, riet ihr Floyd Odlum, der dann ihr Gatte wurde, für den Vertrieb ihrer kosmetischen Produkte in ganz Amerika das Flugzeug zu benutzen. Auf diese Weise lernte sie im Laufe von drei Ferienwochen das Fliegen. Man weiss nicht, was man mehr an dieser grossartigen Frau bewundern soll, ihr kaufmännisches Talent, ihre Organisationstüchtigkeit, ihren Charme und Humor, ihre Fliegerbegabung und unermüdliche Tatkraft, ihren fanatischen Arbeitsdrang und nicht zuletzt ihre Menschenfreundlichkeit und wahre Güte. Selbst Frömmigkeit und Empfindungstiefe sind dieser bewunderungswürdigen Frau zu eigen.

Gerade für die Jugend ist dieses spannende und zugleich lehrreiche Buch von grösster Wichtigkeit, nicht zu sehr durch die Bereicherung der technischen und geographischen Erkenntnisse, als durch seinen charakterbildenden Wert. Denn wie eine Frau von heute, für die es ein Fortleben nach dem Tode gibt, und für die daher der Tod keine Schrecken birgt, das Leben in all seinen kompliziertesten Formen meistert, ohne ihr Innenleben, ihre seelischen Bedürfnisse zu vernachlässigen, das wiegt viele psychologische und pädagogische Lehrbücher und Moralpredigten auf. Jacqueline Cochran ist der Meinung, dass jede Generation auf rauhem Pfad Fuss fassen und voran schreiten lernen muss. Vor jeder Jugend türmen sich ihrer Meinung nach Hindernisse auf, die sie überwinden muss und kann. Sie misst der sogenannten «finanziellen Sicherung» wenig Wert bei, denn sie selbst hatte keinerlei finanziellen Rückhalt und nicht die mindeste Sicherheit. Sie ruft ihren Lesern zu: «Die Sicherheit für dein Vorwärtskommen liegt in dir, in deiner Zähigkeit, in der Kraft deines Geistes und Glaubens und nicht in der Rente, der Unterstützung, dem kleinen Zuschuss, worauf du vielleicht Anspruch hast. Bemühe dich so, als hättest du nichts!» — Die meisterhafte Uebersetzung des Buches stammt von Dr. Rudolf Frank.

Gertrud Isolani

Grosse Politikerinnen

Margery Corbett Ashby

Aus einer politisch sehr interessierten liberalen Familie stammend, wurde die kürzlich 75 Jahre alt gewordene Mrs. Corbett Ashby schon als Kind durch Vater und Mutter — denn auch die Mutter nahm regen Anteil am politischen Geschehen — mit politischem Denken und Aufgaben des Staatsbürgers vertraut. So mag es für die erst Sechzehnjährige nichts Aussergewöhnliches gewesen sein, an Stelle ihres Vaters in einer Parteiversammlung der Liberalen eine Rede über Agrar- und Erziehungsreform zu halten! Margery bezog früh die Universität in Cambridge, um klassische Sprachen zu studieren. Ihr hervorragendes Sprachentalent erwies sich später auch, als sie in der internationalen Frauenbewegung führend tätig war, für die Kenntnis moderner Sprachen als höchst wertvoll und hilfreich.

Als junges Mädchen erlebte Margery den Beginn der militanten Suffragettenbewegung, der sie zwar grosses Interesse und Bewunderung entgegenbrachte, mit der sie sich aber doch nicht verbinden wollte; vielmehr trat sie dem gemässigten Frauenstimmrechtsverband bei, der damals unter der kundigen Leitung von Millicent Fawcett stand und mindestens so aktiv und einflussreich war wie die Vereinigung der Suffragetten. Sie arbeitete einige Jahre als Sekretärin dieses Vereins und konnte mit Recht stolz darauf sein, dass sich in dieser Zeit die Zahl der Gruppen in allen Teilen des Landes von 100 auf 300 vermehrte. Sie wurde durch Wähler und Wählerinnen zur Guardian of the Poor, also zur Armenfürsorgerin eines Londoner Distrikts gewählt, hatte Grossbritannien doch schon in ihrem Geburtsjahr, 1882, das Gemeindewahlrecht für Frauen eingeführt. Dadurch kam sie vor allem mit bedürftigen Kreisen in enge Berührung und behielt zeitlebens ein stark ausgeprägtes soziales Verantwortungsgefühl gegenüber allen vom Leben Enterbten.

Dieses Verantwortungsgefühl war es auch, das sie wie auch ihre Mutter dazu veranlasste, die Ausdehnung der politischen Frauenrechte auf Provinz- und Parlamentswahlen zu fordern, damit die Frauen politisch den Männern gleichgestellt und gemeinsam mit ihnen zum Wohle des ganzen Landes arbeiten könnten. Nach ihrer Verheiratung mit einem bekannten Londoner Rechtsanwalt, mit dem sie in glücklichster Ehe lebt, wie sie auch mit ihrem Sohne und dessen Familie eng verbunden ist, kam sie nach und nach in Verbindung mit internationalen Frauenkreisen. Man war sicherlich gut beraten, als sie die Delegierten an einem der Kongresse des Frauenweltbundes für Frauenstimmrecht (Rom, 1923) als Nachfolgerin der bedeutenden Amerikanerin Carry Chapman Catt zur Vorsitzenden ernannten. In dieser Eigenschaft führte sie das Zepter des Frauenweltbundes durch schwierige Zeiten hindurch, auch durch die Epoche des zweiten Weltkrieges, wobei ihr verbindliches und liebenswürdiges Wesen immer wieder auseinanderstrebende und sich befehdende Elemente aus den verschiedensten Nationen zu gemeinsamer Arbeit zu einigen vermochte. Auch äusserst nationalistisch eingestellte Frauen wie eine heute nicht mehr unter den Lebenden weilende Aegypterin brachten ihr grösste Hochachtung und Verehrung entgegen, obschon «mir diese Frauen manch graues Haar verschafften», wie uns Frau Corbett Ashby einmal lächelnd erzählte. Wir erinnern uns selbst eines Kongresses, an dem die gesamte arabische Frauenwelt, angeführt von den streitbaren Aegypterinnen, hoch erhobenen Hauptes den Verhandlungssaal verliess, weil ein ihr nicht genehmer Beschluss gefasst worden war! Dank der diplomatischen und taktvollen Intervention der Vorsitzenden gelang es dann zum Glück, sie andern Tags wieder herbeizulotsen. Und als wir in diesem Sommer anlässlich einer Zusammenkunft in Genf mit Delegierten des Frauenweltbundes für gleiche Rechte und gleiche Verantwortung, wie der Frauenstimmrechtsbund sich heute nennt, zusammentrafen, war es auch nur der überragenden Persönlichkeit der heutigen Ehrenpräsidentin M. Corbett Ashby zu verdanken, dass eine spanische Mitarbeiterin, die sich zuerst wegen Meinungsverschiedenheiten zurückgezogen hatte, am nächsten Tage wieder mitmachte!

In ihrer Heimat interessierte sich Frau Corbett Ashby vor allem für die Förderung und Erziehung der Landfrauen; der Verband ländlicher Frauenvereine, den sie mitgründen half, umfasst Sektionen in 1200 Dörfern; durch Vorträge und Kurse in Beerenzucht, Kleintierhaltung, Obstbau und Verwertung der Produkte werden die Landfrauen in ihrem Beruf gefördert und weiter gebildet; dazu kommen unterhaltende und allgemein bildende Abende, so auch über Kindererziehung und staatsbürgerliche Probleme besonders aus der Gemeindepolitik. In den Frauen wird dadurch das Verantwortungsbewusstsein für Fragen der Gemeinde (Schulhausbauten, Wasserversorgung, hygienische Verhältnisse usw.) geweckt und gestärkt. Da diese ländlichen Frauenvereine einen solchen Erfolg hatten, beschlossen die Initiantinnen, etwas Analoges auch in den Städten zu unternehmen; kulturelle und aktuelle politische Fragen werden besprochen und das Zusammengehörigkeitsgefühl auch durch unterhaltende Abende vor allem unter solchen Frauen geweckt, die in neu erstellte Vorstadtquartiere einzogen und zunächst wie entwurzelt sind. Diese «Towns Women's Guilds» erfreuen sich einer ebenso guten Entwicklung wie die ländlichen Frauenvereine.

Es entspricht dem innersten Wesen der heutigen Ehrenvorsitzenden des Frauenweltbundes, dass sie dessen Kommission für bessere internationale Verständigung präsidiert. Aufbauende Friedensarbeit zu leisten, das ist ihr ein dringendes Bedürfnis.

E. V. A.

Die Missionarin vom Place Pigalle

Eine kleine Bar am Boulevard von Clichy in Paris, eine Barmaid, die sich Odette nennt. Nicht weit entfernt ist der Place Pigalle mit seinen Nachtlokalen und seinen Tavernen. Wenn es zu dunkeln beginnt und die bunten Lichtreklamen ihren Schein grell gegen den Himmel werfen, erwacht Pigalle zu neuem Leben. Viele Dutzende von Frauen bevölkern die Trottoirs zu beiden Seiten des Boulevards. Sie kommen oft in die kleine Bar, um sich zu wärmen oder ihre müden Beine auszuruhen. Odette sieht sie gerne, sie sind nicht die ärgsten unter den Klienten. Nordafrikaner, Ausländer, die Paris by night sehen wollen, Schmuggler und Zuhälter, Gangster und rechtschaffene Leute kommen in das Bistrot. Zu allen ist Odette in gleichem Masse freundlich. In ihrem schwarzen Kleid und der kleinen blauen Schürze ist sie eine Art Sinnbild der Liebenswürdigkeit und der Güte in einer Umwelt von Lug und Trug. Auf ihrem linken Ringfinger blinkt ein Trauring. Aber Odette ist nicht verheiratet und hat dennoch ihr Herz vergeben. Denn sie ist eine von den fünfzehn Arbeiter-Missionarinnen, die nicht von den Restriktionen betroffen werden, welche die Mission der Arbeiterpriester einschränkte. Odette hatte ihr Apostolat in einem Uniprixladen begonnen, bevor sie Barmaid wurde. Die anderen Missionarinnen wurden Fabrikarbeiterinnen oder Serviertöchter in Le Havre, Toulon oder Paris. Bevor sie in Mission geschickt werden, machen sie ein Postulat von sechs Monaten und müssen ein Jahr in einer Fabrik arbeiten. Alle Schwestern der Pariser Region kehren am Abend in das Kloster von Saint Denis, Rue Charles Michel, zurück. Die «Superieure», die Schwester Theresa, ist eine junge hübsche Frau, von wenig mehr als zwanzig Jahren. Sie trägt genau das gleiche schwarze Kostüm wie alle anderen. Es gibt keine Uniform für sie, die sie von der Aussenwelt unterscheiden könnte. Nur wenn sie zur Abendmesse zurechtkommen, die der Père Roussel täglich um 18 Uhr 30 zelebriert, der selbst zu diesem Anlass seinen Arbeitsanzug gegen sein weisses Messgewand tauscht, nur dann legen sie das schwarze Kostüm ab und ziehen ihr weisses langes Kleid und den Schleier von Notre Dame de Lourdes über. Nach der Messe präsidiert der Père Roussel das Abendessen. Einmal in der Woche wird die Bilanz ihrer Tätigkeit gemacht. Das Leben in den Fabriken und in den Bars ist für diese jungen Frauen nicht leicht. Aber der Père Roussel erinnert sie jeden Abend an die Grundzüge ihrer Mission: Die Arbeit, die sie zu leisten haben, so gut zu machen, als nur möglich. Zu den Arbeitskolleginnen hilfreich und gut zu sein und nicht für sich selbst, sondern für die anderen zu leben. Nur wenn man selbstlos ist, kann man Liebe ernten, und die Menschen gewinnen. So geht Odette jeden Morgen von neuem in ihre Bar vom Boulevard Clichy, spendet Wärme und Liebe, muntert auf und hilft den Miseren der Grosstadt, erfüllt von ihrer Mission mitten im Herzen von Paris.

j. a. h.

---

rücken sei. Die beiden Stewardessen, gut deutsch sprechende, charmante Finnländerinnen, liebenswürdig und doch stolz zurückhaltend, erweckten hohe Erwartungen auf Finnlands Frauen, die wir aus der Literatur der Lottes und Marthabewegung kannten, von denen einige wahre Prachtexemplare kennenzulernen zu unserem Reiseglück gehörte.

Als wir nachts zwei Uhr in Helsinki, der weissen Stadt am Meer, landeten, da standen zwei Schweizer Freunde empfangsbereit: Oberst Turunen, der dann während den drei Tagen in Helsinki unser Führer war, und Fräulein Rita, die sprudelnde Kindergärtnerin, die immer wieder auftauchte, wenn wir ihrer Dienste, ihrer Ratschläge bedurften. Sie geleiteten uns hinauf nach Otaniemi, dem mitten im Walde von Studenten erbauten Polytechnikerdorf, das uns für drei Tage oder besser Nächte beste Unterkunft bot.

Zwei Tage in Helsinki

Helsinki, 1550 gegründet, seit 1819 Finnlands Hauptstadt, die Königin der Ostsee, zählt heute 435 000 Einwohner. Trotzdem hat man weder bei einer Stadtrundfahrt, noch beim Bummeln durch weite Avenuen und enge Gassen eigentlich den Eindruck einer Grosstadt. Das macht die Nähe des Meeres, das Licht und Weite schenkt. Der Hafen liegt recht eigentlich in der Stadtmitte. Die grossen Ueberseedampfer, die weissen Stockholmschiffe, die zahllosen Boote aller Art, sie machen das Herz weit und erfüllen es mit Fernweh. Schon am ersten Morgen besuchten wir eine Art Freiluftmuseum, eine Gruppe altfinnischer Gebäude mitten im Föhrenwald, wir standen auf dem in Rosenpracht erglühenden Heldenfriedhof, an der Grabstätte des Marschalls Mannerheim, des von allen verehrten Genius des Landes, dessen Bildnis uns sowohl in der einfachen Bauernstube wie in den anspruchsvollen Bildungsstätten vor der Wand grüsste. Immer wieder wird in Helsinki, wie in allen besuchten Städten Finnlands, das Stadtbild aufgelockert nicht nur durch blumenreiche Anlagen, sondern durch Gruppen von Kiefern und, ganz besonders auffallend, durch die rötlichen Rundbuckel von Granitgestein, spärlich überwachsen mit Gebüsch und niedern Pflanzen. Auch auf dem Marktplatz, über den zu schlendern ein besonderes Vergnügen war, spürte man die salzige Meerluft und dazu die Farbenfreudigkeit des Nordens. Herrliche Erdbeeren waren für ganz wenig Geld zu erstehen.

Und doch fehlt das Gepräge der Grosstadt nicht. Der zwar schon ein halbes Jahrhundert alte Bahnhof mutet durchaus modern an. Dann gruppieren sich um den gewaltigen zentralen Platz herum, meist vom Architekten Engel geschaffene Monumentalbauten aus den Jahren 1818—1845:

Die grosse Kirche, die Universitätsbibliothek und, zwar etwas davon entfernt, das klassizistische Reichstagsgebäude. Ganz besonders interessant aber ist das Helsinki der letzten Jahrzehnte: das Stadion: der Hauptwettkampfplatz der XV. olympischen Spiele im Sommer 1952, von dessen Turm wir eine herrliche Aussicht genossen, und Hochhäuser von besonderer Eigenart. Die Leistungen moderner Architekten — unter den Studenten des Polytechnikums sind recht viele Schweizer — berühren ungemein sympathisch.

Wir besuchten — leider nur kurz — das Nationalmuseum, etwas umständlicher das riesige Warenhaus Stockmann, in welchem wiederum eine durch Anmut bezaubernde und durch Sachkenntnis und Verantwortungsfreudigkeit imponierende blonde Frau unsere Führerin war. In verschiedenen, zum Teil in der Stadt, zum Teil am Meer gelegenen Restaurants, wohnlich und geschmackvoll zugleich, konnten die vom Sehen müde und hungrig gewordenen Reisenden sich erholen. Dass bei der Stadtrundfahrt im Bus eine nette Dame ihre Kenntnisse durchs Höhrrohr mitteilte — eine Lehrerin, die, wie sich bei der gemeinsamen Mahlzeit herausstellte, vor einigen Jahren unsere Schule in Bern besucht hatte und spontan nach gewissen Kolleginnen fragte, — gehört mit zum Bilde: Finnisch-schweizerische Freundschaft.

Noch etwas fällt dem fremden Besucher in Helsinki auf: In der Hauptstadt eines Landes, das fünf Jahre lang fast ununterbrochen Krieg führen musste, in dem die Kriegsinvaliden seit 1939 etwa 46 000 ausmachen, erwartet man, Kriegsopfer zu treffen, ja, man könnte sich vorstellen, dass das Strassenbild von ihnen geprägt würde. Statt dessen sind wir keinem einzigen Verstümmelten begegnet. Warum? Es gibt eine «Bruderschaft der Kriegsinvaliden»; ihr Zentrum ist ein vierstöckiges Haus mitten in der Stadt, mit Beratungsstelle für Kriegsgeschädigte, Prothesenstelle, Büro für Arbeitsvermittlung für Amputierte usw. Finnland ist das einzige Land, in dem alle die gleiche Rente erhalten, die Rente, die ihnen entsprechend ihrer Invalidität zukommt; der militärische Grad spielt dabei keine Rolle. Zweck der Rente sei nicht, dem Versehrten ein Auskommen zu gewährleisten, sondern eine Stimulans, aus den verminderten Kräften durch weise Arbeitstherapie ein Maximum an Leistung herauszuholen. Etwa 9000 Männer wurden im Laufe der Zeit für etwa 50 verschiedene Berufe umgeschult. Nur für völlig Arbeitsunfähige gibt es Pflegeheime. Sogar Gelähmte und Gehirnverletzte werden beschäftigt, um der Depression vorzubeugen, wohl ein eindeutiger Beweis für die Lebenskraft dieses Volkes, die zu bewundern wir immer neu Gelegenheit hatten.

An einem Nachmittag trug uns ein Motorboot hinaus durch die Schären zur Festung Suomenlima, einst als Gibraltar des Nordens berühmt, heute eher eine Sammlung ausrangierter Kanonen und Lafetten.

Stärker bewegt als durch die zwar von kompetenter Seite erklärten Ueberreste der Festung wurden wir durch einen Empfang in dem stimmungsvollen Restaurant Walhalla, einem Kornhauskeller mit finnischem Gepräge. Dort spendierten uns die Schweizerfreunde Helsinkis einen Kaffee, zu dem auch der schweizerische Botschafter Finnlands, der sympathische Herr Real, eingeladen war, dazu der ehemalige finnische Gesandte in Bern, Minister von Knorring, und der Chefredaktor einer bedeutenden Zeitung. Unser Botschafter gab uns in seiner launigen Begrüssungsrede so recht zu spüren, wie glücklich er in Finnland sei, wie gerne er gerade in diesem dem unsrigen so verwandten Lande die Schweiz vertrete. Ein Höhepunkt in diesem sehr belebten und belehrenden Zusammensein war das Referat des finnischen Journalisten. In knapper, geradezu meisterhafter Weise verstand er es, eine Parallele zu ziehen zwischen schweizerischer und finnischer Geschichte, schweizerischer und finnischer Verfassung, schweizerischem und finnischem Parlamentarismus. Dass der Präsident, auf 6 Jahre gewählt, ganz andere Befugnisse hat, als unser Bundespräsident, ist wohl ein Hauptunterschied: Er kann sich weigern, vom Reichtstag angenommene Gesetzesentwürfe zu unterzeichnen, ist Oberbefehlshaber der Wehrmacht, leitet die Beziehungen zu auswärtigen Mächten, ernennt die Mitglieder der Regierung. Ein Einkammer-Reichstag mit 200 Abgeordneten bildet die Legislative. Die Frauen besitzen das Stimmrecht

Verantwortung für die Auslese von Krankenschwestern

Von Schwester Gertrud Kullmann, Zürich

Vortrag, gehalten am 11. Kongress des Weltbundes der Krankenschwestern am 28. Mai 1957 in Rom

Martin Buber sagte einmal: «Echte Verantwortung ist dort vorhanden, wo wir aufgefordert werden, wirkliche Antworten zu geben.» Wer stellt uns Fragen und worauf müssen wir antworten? Wir sind in die Schöpfung hineingestellt worden, mitten unter Menschen und Dinge. Und nun sind es diese Menschen und Dinge, das Leben, in letzter Hinsicht Gott selbst, der uns Fragen stellt. So entsteht ein grosser Dialog, jedoch in dem Sinne, dass die Fragen durch die Begebenheiten des Alltags an uns herantreten. Wir müssen lernen, die Fragen wahrzunehmen und werden merken, dass es sich bald um kleine und bald um grosse Dinge handelt. Vielleicht werden wir schweigen, wenn wir die Fragen hören, oder wir werden versuchen, ihnen auszuweichen. In diesem Falle lehnen wir die Verantwortung ab, wir lassen sie nicht an uns herankommen — genau wie Kain in der uralten biblischen Geschichte die Verantwortung für seinen Bruder ablehnte, indem er sagte: «Bin ich meines Bruders Hüter?» Dann leben wir nicht richtig, denn Verantwortung ist Leben, ist Handeln auf Tod und Leben.

Wir können auch nicht mit Teilantworten auskommen. Wir haben den Auftrag von Gott bekommen und sollen nun vor Gott und für ihn, vor den Menschen und für die Menschen antworten. Wir antworten eigentlich mit unserem ganzen Leben. — Und das Wunderbare daran ist, dass wir, obwohl wir an Gott und an den Menschen gebunden sind, dennoch in voller Freiheit handeln dürfen. Natürlich bedeuten diese Entscheidungen immer ein Wagnis und gleichzeitig eine vollkommene Hingabe des eigenen Lebens an den andern Menschen. Doch, gerade der Selbstlose lebt verantwortlich und schöpferisch zugleich.

Es gibt eine Verantwortung für Dinge, für Werte, für Zustände, aber am wichtigsten ist die Verantwortung für lebende Wesen, insbesondere für Menschen.

Im beruflichen Leben entsteht echte Verantwortlichkeit, wenn wir andern Menschen begegnen. In unserem Schwesternberufe gibt es eine Fülle von Möglichkeiten. Eine derselben liegt im besonderen Gebiete der Auslese von Krankenschwestern.

Hier sind es junge Mädchen, die zu uns kommen und eine Antwort von uns verlangen. Sie haben sich entschlossen, die Krankenpflege zu erlernen. Die eine hat vielleicht seit der Kindheit diesen Gedanken gehegt. Es war zuerst wie ein ferner Traum, der sie beglückte, dann wurde es ein Ideal, das immer näher herankam. Sie sah darin die Erfüllung ihres Schicksals und ihren Lebensinhalt. Der Gedanke ging durch alle Schichten ihres Wesens: Sie möchte sich in den Dienst der Menschheit stellen, Krankheit verhüten und helfen, Kranke wieder zur Gesundheit zurückzuführen.

Eine andere war selbst einmal krank. Das Leben im Krankenhaus, die Persönlichkeit der Schwester, die sie gepflegt, hat ihr einen tiefen Eindruck gemacht. Es lässt sie nicht mehr los — sie möchte selbst auch Schwester werden.

Und nun stehen diese jungen Menschen vor uns mit ihrer grossen Frage: «Darf ich Schwester werden?»

Es ist unsere Pflicht, ihnen die richtige Antwort zu erteilen. Aber gleichzeitig erklingen die Fragen von einer Riesenschar von Menschen an unser Ohr. Es sind dies die Kranken, die zu Hause oder in unseren Spitälern liegen:

«Wird sie mir wirklich dazu verhelfen, dass ich wieder gesund werde? Wird sie mir in meiner grossen Not beistehen? Werden ihre Hände so geschickt sein, dass sie mich anfassen, ohne mir weh zu tun? Wird sie nichts Wichtiges vergessen? Wird sie es merken, wenn es mir schlecht wird, wenn ich mich verblute; wenn ich verzweifle und die Angst mich überwältigt? Wird sie mich ausser mit technischen Mitteln auch mit Liebe und Verständnis pflegen?»

Wie vernehmen die bangen Fragen und wiederum müssen wir antworten. Es sind aber jene jungen Mädchen, welche auf der Suche nach ihrem Ideal zu uns kommen, welche unsere Antwort den Kranken direkt überbringen werden. Und wir müssen sie hiezu wohl vorbereiten.

Werden sie fähig sein, dies zu tun? Das ist die grosse Frage.

«Werden diese jungen Mädchen imstande sein, die ganz moderne Technik der Krankenpflege zu erlernen?

Wird ihre Intelligenz reichen, um die schwierigen medizinischen Zusammenhänge zu erfassen?

Werden sie die Gesundheit besitzen, um alle Strapazen auszuhalten?

Werden sie die Liebe haben, das harmonische Wesen, das der Leidende in seiner Not bedarf?

Werden sie fähig sein, gute Beziehungen mit ihren Mitmenschen zu pflegen und wahre ‚Teamarbeit' zu vollbringen?

Werden sie zur Schaffung einer guten Atmosphäre beitragen, in welcher sich insbesondere die Kranken wohlfühlen und seelisch gedeihen?

Werden sie das richtige Verständnis für die psychologischen und sozialen Verhältnisse der Patienten aufbringen?

Werden sie die Fähigkeit besitzen, die zukünftigen Schülerinnen-Generationen anzuleiten, eine gute Lehrerin und ein Vorbild zu sein?

Werden sie imstande sein, die Spitalhilfen und die vielen Hilfskräfte, die in einem modernen Krankenhaus arbeiten, mit Erfolg zu führen?

Werden sie die Ehre der Schule wahren?

Werden sie das Niveau der Krankenpflege in ihrem Lande und in der ganzen Welt hochhalten?»

Es ist unsere grosse Verantwortung, auf alle diese Fragen zu antworten. Hiezu besitzen wir eine Reihe von Hilfsmitteln:

Im Lebenslauf der jungen Mädchen können wir schon vieles herauslesen.

Die Zeugnisse sind sehr aufschlussreich, auch wenn sie durch ihre Kürze und ihren Mangel an Details eine negative Sprache reden. Die Auskünfte sind sehr wertvoll, besonders die telephonischen und mündlichen, welche meistens viel konfidentieller ausfallen als die schriftlichen.

Die persönliche Vorstellung ergänzt die Eindrücke, die wir durch Lebenslauf, Zeugnisse und Auskünfte gewinnen konnten.

Wenn wir die Kandidatin einen kleinen Aufsatz schreiben lassen, können wir daraus schon sehr viel lesen: die Disposition und Verarbeitung des Stoffes, die Beherrschung von Stil, Grammatik und Orthographie, die Klarheit oder Verworrenheit der Gedanken. Das Rechnen ist oft eine schwere Strapaze für die Kandidatin und dennoch sagt es uns verschiedenes über ihr logisches Denken. Auch das sog. «open questioning» (offene Befragung) allein mit der Kandidatin ist von grossem Wert. Es schafft sofort einen guten persönlichen Kontakt; die Kandidatin wird viel ungehemmter sein als vor einer Aufnahmekommission von drei bis vier Personen. Sie wird uns gerne Auskunft geben über die Lieblingsspiele ihrer Kindheit, über ihre bevorzugten Schulfächer, sie wird uns anvertrauen, welche Menschen ihre Vorbilder sind und manches andere. Es gibt Schulen, welche psychologische Tests machen.

Nachdem wir dies alles unternommen, kommt der grosse Augenblick, in dem wir eine Entscheidung treffen müssen, die Stunde der Verantwortung schlägt.

Die klaren Fälle sind natürlich eine Freude, sie erleichtern uns das Leben und lassen uns auf, atmen:

Zum Beispiel gewinnen wir von einem jungen Mädchen einen günstigen Eindruck, die Zeugnisse sind gut, der persönliche Kontakt angenehm, die Prüfung wurde ausgezeichnet bestanden. Das ärztliche Zeugnis ist einwandfrei, so dass es einem nicht schwerfällt, mit einem frohen «Ja» zu antworten.

Im umgekehrten Falle ist es ebenfalls kein Problem, eine Entscheidung zu treffen:

Alle Eindrücke sind negativ, die äussere Erscheinung wenig sympathisch, die Antworten verworren, die Dienstzeugnisse nichtssagend, die Arbeiten an der Aufnahmeprüfung primitiv und ungenügend. Wenn es auch schmerzlich ist, so zeigt uns die Verantwortung genau den Weg, den wir einzuschlagen haben. Denn im Geiste sehen wir unsere Kranken und wissen ganz genau, dass wir sie nicht im Stiche lassen und sie einer unfreundlichen und bornierten Persönlichkeit preisgeben dürfen.

Ein klares «Nein» ist die Antwort auf die Schicksalsfrage, die an uns herantritt.

Viel schwieriger sind die Grenzfälle. Da wird oft unsere Menschenkenntnis, unser Einfühlungsvermögen, unsere Lebenserfahrung auf eine harte Probe gestellt. Es gibt Fälle, bei denen es nicht möglich ist, sich schon bei der Aufnahme klar zu entscheiden. Da lastet die Verantwortung schwer auf uns. Sollen wir die Entscheidung hinausschieben und uns während der Ausbildung zu einem «Ja» oder «Nein» durchringen? Dieses «Probieren» ist allerdings ein gefährliches Spiel, das wir nur in Ausnahmefällen anwenden sollten. Denn sobald das junge Mädchen seine Lehre beginnt, knüpfen sich vom ersten Tage an feste Bande, die eventuell schwer zu lösen sein werden: da sind die kameradschaftlichen Beziehungen zu den Mitschülerinnen, die täglich wachsende Freude am Beruf, das beglückende Erleben mit den Kranken, das erwachende Interesse für die medizinische Wissenschaft.

Da ist z. B. ein junges Mädchen, welches die Forderungen, die man an eine Kandidatin stellt, weitgehend erfüllt. Nur in charakterlicher Hinsicht gibt sie zu etwelchen Bedenken Anlass. Beweise sind keine vorhanden. Die Lehre beginnt — und richtig — die Kandidatin ist eine gute und eifrige Schülerin, in der praktischen Arbeit greift sie tüchtig an, mit den Mitschülerinnen ist sie kollegial und vergnügt — aber sobald sie mit den Kranken allein ist, tritt ein vollständiges charakterliches Versagen an den Tag. Ganz besonders auf der Nachtwache tritt dies deutlich in Erscheinung. Ermahnungen und Zureden halfen nichts. Die Kranken fühlen sich vernachlässigt und klagen über ihr unfreundliches, barsches Wesen. Das junge Mädchen ist ein schlechtes Vorbild für ihre jüngeren Kolleginnen und die Ober-Nachtwache hat ihre liebe Not mit ihr.

Die Frage, ob die junge Schwester für den Beruf geeignet sei, kann nun ohne Zögern beantwortet werden. Unsere Verantwortung zwingt uns, sie möglichst bald zu entlassen.

Oder ein anderer Fall: Ein junges Mädchen ist gut empfohlen und beabsichtigt, später in die Mission zu gehen. Ihrer Aufnahme steht nichts im Wege. Nun zeigt sich aber mit der Zeit, dass sie in der praktischen Arbeit sehr langsam ist, wenig leistungsfähig und oft wichtige Dinge vergisst. Selbstverständlich wird sie auf diese Fehler aufmerksam gemacht — leider reagiert sie nicht gut auf Ermahnungen. Sie nimmt eine beleidigte, überlegene und selbstbewusste Haltung an und glaubt nicht, was man ihr vorhält. Die Folge ist, dass sie absolut keine Fortschritte macht, immer auf dem gleichen Fleck stehen bleibt, während ihre Kameradinnen sie bald überflügeln. Die Kranken ihrerseits lieben dieses schwerfällige, ungeschickte und zugleich dünkelhafte Wesen gar nicht, und die Klagen bleiben nicht aus. Wiederum heisst es: «Was tun?»

Wenn wir nicht den Mut haben, das harte «Nein» auszusprechen, wenn wir die Tragödie, die eine Entlassung meist bedeutet, vermeiden wollen, wenn wir den Bitten der Eltern und Geschwister, dem Drängen der guten Kameradinnen nachgeben, dann haben wir unsere Verantwortung verleugnet.

Wir haben dazu beigetragen, der Schwesternschaft ein ungünstiges Element einzuverleiben — und auch der leidenden Menschheit Unrecht getan, indem wir ungeeignete Menschen an das Bett von hilflosen Kranken heranliessen. Wir haben dem Ansehen unserer Schule — und der Krankenpflege in der weiten Welt geschadet.

In solchen Augenblicken müssen wir uns erneut bewusst werden, dass es unsere Pflicht ist, richtige Antworten zu geben. Unsere ganze Antwort soll durch den ganzen Menschen auf das Ganze der Wirklichkeit erfolgen. Es sind dies schwere Augenblicke. Aber Pestalozzi gibt uns Mut, wenn er zu uns spricht:

«Unser Mut soll nicht fallen!
Unsere Schwäche soll uns nicht schrecken!
Der Sieg ist gewiss!»

(Aus «Der Samariter», Sondernummer für Krankenpflege, Auflage 33 000 Exemplare.)

Wir verweisen nochmals auf den am 26./27. Oktober im Hotel Gurten Kulm, Bern, stattfindenden **Informationskurs der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie»**, den recht zahlreich zu besuchen wir unseren Leserinnen empfehlen. *Red.*

Ein Nachruf auf die in Zürich im Alter von 83 Jahren verstorbene **Frau Clara Ragaz-Nadig** folgt in der nächsten Nummer. *Red.*

Seelsorge am Telephon – ein neuer Weg?

E. P. D. Die modernen Menschen werden in der Hast der Zeit vielfach nicht mehr fertig mit den mancherlei seelischen Problemen, die ihnen das Leben stellt. Viele aber finden nicht den Weg des Vertrauens zu einem Mitmenschen, mit dem sie sich aussprechen und beraten können. Gelegentlich erzählen sie von ihren Nöten einem Arzt. Oft aber verschliessen sie sich auch ihm gegenüber. Nur selten gehen sie zu einem Seelsorger, teils, weil sie der Meinung sind, dass nur eifrige Kirchenchristen bei ihm willkommen sind, teils auch aus Furcht, aus ihrer Anonymität heraustreten zu müssen. So ergibt sich für die Kirche die Verpflichtung, neue Wege zu suchen, um den Menschen in ihren Nöten zu helfen. In neuester Zeit ist das Telephon in den Dienst der Seelsorge gestellt worden.

Im Schlafzimmer einer Westberliner Zweizimmer-Wohnung steht ein Telephon, dessen sich ein Dutzend erfahrener Männer und Frauen bedient, um bei Anruf von Lebensmüden oder verzweifelten Menschen seelsorgerlich zu helfen. Diese Betreuung, die anonym und ehrenamtlich geschieht, wurde vor kurzem auf Anregung von Mitgliedern des St.-Lukas-Ordens eingerichtet. In der Wochenzeitung «Christ und Welt» berichtet der Arzt und Seelsorger Dr. Thomas über seine Erfahrungen: «Oft tönt aus dem Telephonhörer nichts als ein erschütterndes Weinen. Dann heisst es erst einmal ein wenig abwarten; geht das Schluchzen aber immer weiter, dann versuchen wir es mit ruhigem seelsorgerlichem Zuspruch. Moralpredigten gibt es bei uns nicht... Keiner der Anrufer hatte noch einen Glauben und kein einziger führte eine glückliche Ehe». Die Anrufe kommen aus allen Kreisen der Bevölkerung Westberlins. Auch Ferngespräche von ausserhalb der Stadt sind nicht selten. Es kommt sogar vor, dass Bewohner von Ostdeutschland ein Auto benützen, um rasch die nächste Telephonkabine auf Westberliner Gebiet zu erreichen, damit sie von dort aus telephonieren können.

Auch in Stockholm können hilfesuchende Menschen ihre Nöte einem Pfarrer durch das Telephon mitteilen. In Schweden wurde die Telephonseelsorge durch den 30jährigen Pastor Erik Bernspaag aus Hälsingborg eingeführt. Er hatte in die Ortzeitungen Anzeigen folgenden Inhalts erscheinen lassen: «Bevor Sie Selbstmord verüben, rufen Sie Hälsingborg Nr. XX an.» In Kürze erhielt er 200 Anrufe, und immer noch soll die Zahl der täglichen Telephongespräche beträchtlich sein. Die Stockselnd bei Tag und bei Nacht über eine dafür bestimmte Telephonnummer Anrufe entgegenzunehmen, und so bedrängten Menschen zu helfen. Nächstens soll auch auf Grund dieser Erfahrungen in der schwedischen Industriestadt Oerebro die Seelsorge durch das Telephon eingeführt werden.

Aehnliches wird auch aus Helsinki, Finnland, berichtet. Dort erschein eine kleine Annonce mit folgendem Wortlaut: «Denken Sie daran, sich scheiden zu lassen, obwohl Sie Kinder haben? Rufen Sie zuerst Nr. XX an». Dieses Inserat war von einem Ehepaar aufgegeben worden, das mit einigen Freunden zusammen versucht, etwas für diejenigen holmer Diözese der Lutherischen Volkskirche hat nun einen Kreis von Pfarrern beauftragt, abwechgen zu tun, deren Ehen in die Brüche zu gehen drohen. In den ersten zwei Tagen nach dem Erscheinen des Inserates riefen Hunderte von Leuten an, die über ihre Eheschwierigkeiten sprechen wollten. Das Ehepaar erzählt, dass seine eigene Rolle oft nur darin bestehe, zuzuhören und dann seine eigenen Erfahrungen mitzuteilen, denn auch diese Eheleute hatten Schwierigkeiten in ihrer Ehe gehabt, bis sie vom christlichen Glauben her die Lösung fanden.

In New York ist sogar ein telephonischer Gebetsdienst eingerichtet worden. Allein der Gebetsdienst der Reformierten Kirche erhält während 24 Stunden gegen 20 000 Anrufe. Als die Universität Seattle im Juni letzten Jahres ihren Gebetsdienst eröffnete, waren alle zehn Telephonleitungen fünf Stunden lang besetzt. Pfarrer von Gemeinden, die einen Gebetsdienst unterhalten, bekommen eine Unmenge von Anrufen, Zuschriften und Besuchen. Das Telephongebet ist für viele Amerikaner zu einem festen Bestand ihres Tagesablaufs geworden. Viele Menschen sind nicht mehr in der Lage, ihre Gedanken zu konzentrieren, um sie zu einem Gebet zusam-

---

seit 1906. Die Zahl der Vertreterinnen im Parlament hat 30 nie überschritten, ist nie unter 10 gesunken und beträgt gegenwärtig 28.

Jedenfalls hat das halbe Jahrhundert politischer Betätigung keine Schwächung des Lebens in Heim und Familie bewirkt, ganz im Gegenteil. Die Stimmbeteiligung der Frauen entspricht etwa derjenigen der Männer (durchschnittlich 50 Prozent).

Die Frauen haben u. a. die Erhöhung des Alters der Mündigkeit zur Ehe von 15 auf 17 Jahre erreicht, die Lage der unverheirateten Mütter verbessert, den Haushaltungsunterricht reformiert, einen Lehrstuhl für Hauswirtschaft an der Universität errichtet und eine Mütterversicherung eingeführt.

Der Präsident des Reichstages, Karl Söderblom, zollte ihrer Tätigkeit höchstes Lob: «Wir Männer hätten eine Reihe von Angelegenheiten, die unsere Familien angehen, für Heim, Kinder, Kranke, Arme nur oberflächlich behandelt ohne die Mitwirkung der Frau. Dank ihnen!»

3. In finnischen Volkshochschulen

Vier von den über 80 im ganzen Land verstreuten Volkshochschulen, die eigentliche Volksbildungsheime im Sinne unseres Herzbergs sind, lernten wir näher kennen.

Die Idee der Dänen Grundtvig und Kold, junge Menschen zwischen 18 und 25 ein halbes, ein ganzes oder sogar zwei Jahre in einem kultivierten Heim zusammenleben, zusammen arbeiten, singen, musizieren zu lassen, die Idee der Erwachsenenbildung im Internat, wurde übernommen. Im Gegensatz zu Dänemark, wo die Burschen meist im Winter, die Mädchen im Sommer freiwillig weiter zur Schule gehen, verwirklicht Finnland die Idee der Coedukation und macht dabei offenbar gute Erfahrungen. In einem Land, in dem die Frau seit Generationen als Mitarbeiterin, Mitkämpferin und seit 1916 auch als politisch völlig gleichberechtigte Mitbürgerin neben dem Manne steht, wo es keinen männlichen Dünkel und keine weiblichen Unterlegenheitsgefühle zu bekämpfen gibt, ist das auch nicht erstaunlich.

Durch namhafte Stipendien ermöglicht es der Staat allen jungen Menschen, ein oder zwei Jahre eine Volkshochschule zu besuchen. Der Ferien wegen konnten wir keine dieser Stätten im Betrieb sehen. Aber wir lernten die Heime kennen, meist prächtig gelegene Landhäuser, abseits der Städte, wir tagten in schönen Vortragssälen, stellten uns, wie die Schüler, der Reihe nach am Büffet auf, wählten unsere Brote, Salate, Eier, Fleischgerichte und Früchte aus, erquickten uns an der reichlich vorhandenen Butter und vor allem an der herrlichen Milch. Wir erhielten Einblick in die Websäle, wo so viele grosse und kleine Webstühle beisammen waren, dass wir sie nicht überblicken konnten, in die Werkräume, wo sich die Burschen im Schreinern und Basteln üben. Wir wurden eingeweiht in die Lehrprogramme, die einfach den Stoff der Volksschule erweitern, mit starker Betonung der uralten, jahrhundertelang in den Schandwinkel verbannten finnischen Sprache (64 dieser Institute sind finnisch-sprachig, 19 schwedisch-sprachig), die heute ihre Ehrenrettung erlebt.

Jedes Heim trägt sein eigenes Gesicht. Zuerst besuchten wir Jontreno bei Lappenranta, wo des Rektors und seiner Familie Freude, eine Gruppe Schweizer zu beherbergen, zwei Tage lang aus Gesicht und Worten strahlte. Das Heim wird stark von Abstinenzbewegung getragen. Es war für uns ein beglückendes und zugleich fast beschämendes Gefühl, immer wieder auf die innere Verwandtschaft zwischen Finnland und der Schweiz hingewiesen zu werden, wo sich doch die beiden gemeinsame Freiheitsliebe an einem Ort in dunkelster Stunde herrlich bewährt hat, während wir so stark von ererbten Werten zehren. Das Bewusstsein der Tradition ist übrigens auch in Finnland, diesem kaum hundertjährigen Staatsgebilde, auffallend stark. In den höheren Schulen, auch in den Volkshochschulen gibt es so etwas wie eine Ehrenhalle oder wenigstens eine Ehrenwand mit den Bildern derjenigen, welchen einmal die Leitung anvertraut war; sämtliche Schüler — ich glaube die ältesten Jahrgänge stammen aus den ersten Jahren unseres Jahrhunderts — sind auf Photographien zu sehen.

(Fortsetzung folgt)

---

oder was hat bei mir das Vorrecht auf meine Zeit? Stelle ich auch wirklich das Wichtigste an erste Stelle? Könnte ich nicht einen Teil der Zeit, die ich töricht vergeude, auf gescheitere Art verwenden?

Als ich einmal einen Chirurgen in seiner Wohnung besuchte, sah ich zu meiner Ueberraschung ein wunderhübsches Bild am andern an den Wänden hängen. «Wer hat die alle gemalt?» fragte ich. «Ich», versetzte der Chirurg. Da ich wusste, wie sehr er beruflich beansprucht war, sagte ich: «Aber wie finden Sie nur die Zeit dazu?»

«Finden?» rief er. «Ich finde sie nicht, ich nehme sie mir.»

Das Beste aus Readers Digest, Oktober 1957

Zeit

«Zeit», sagt der griechische Philosoph Theophrastus, «ist das kostbarste Gut, das der Mensch zu verbrauchen hat». Doch wie oft lassen wir statt dessen uns von der Zeit verbrauchen?

«Aber ich muss mich beeilen, Zeit ist Geld», wenden Sie ein, den Blick nervös auf die Uhr gerichtet. Ich sage nichts gegen das alte Sprichwort Zeit ist Geld. Aber früher oder später wird jeder Lebensabschnitt, durch den wir nur hindurchhasten, zur Tretmühle, körperlich und seelisch, wenn wir nicht innehalten und uns fragen: «Wie können wir jeden Tag mit wahrem Leben erfüllen?»

Da unser Besitz an Zeit begrenzt ist, müssen wir lernen, haushälterisch damit umzugehen. Durch Lesen oder Fernsehen kann man sich die Augen an Schund verderben oder sein Wissen bereichern.

Wenn dich also nächstens jemand zu irgendeiner Unternehmung auffordert, so frage dich zuvor: Wer

Späte Betrachtung

Der Sommer hat mich müd gemacht.
Ich schnitt das Korn in Glut und Flimmern —
und selten nur erschien der Mond,
um Traum und Kammer zu durchschimmern.

Der Herbst trieb mich zu goldner Mühe.
Ich bückte mich zu Frucht, ins Tor —
und selten nur bog mich ein Lied
am Abend wiederum empor.

Doch heute hüte ich die Rast.
Das Feld ruht still, die Flur verwaist.
Ich warte noch auf einen Gast,
der meine Unrast lobt und preist.

HANS ROELLI

menzufassen. Wenn ihnen aber durch das Telephon eine Gebetshilfe zuteil wird, sprechen sie Wort für Wort nach und erlangen in der Hetze des Tages Ruhe und innere Sammlung.

Diese Tatsachen sind wie ein Alarmruf an die Kirche, ihren Seelsorgerdienst ganz ernst zu nehmen und weiter, auch unter Zuzug von Laienhelfern, auszubauen. Nie wird das Telephongespräch ein voller Ersatz sein können für eine Aussprache von Mensch zu Mensch, in der die Verheissung des Glaubens als persönliche Zusage erfolgt.

Herausgeschnitten

Das richtige Klima schaffen

Die Inderin Vijaya Lakschmi Pandit, die Schwester Nehrus, die ihr Land als Hochkommissarin in England vertritt, sagte in einer Ansprache in Liverpool über die Rolle der Frau in der heutigen Welt unter anderem folgendes:

«Bis in die jüngste Zeit hinein wurde die Rolle der Frauen von den Männern bestimmt in einer von Männern gemachten Welt. Auch über die wichtigsten Dinge wie Erziehung, sozialen Status und die politischen Möglichkeiten der Frauen entschieden die Männer. Die Frau fand ihre Erfüllung in der Sorge um ihr Heim und in oberflächlicher Spezialarbeit für die Gemeinschaft. Aber diese Phase ist jetzt vorüber. In der ganzen Welt streben die Frauen vorwärts und ergreifen die Gelegenheiten, die sich ihnen bieten. Im Osten geht diese Entwicklung schneller vor sich als im Westen, wo die Frauen Generationen lang um ihre Rechte kämpfen mussten. Die östliche Frau, vor allem die indische, erreichte die Gleichberechtigung überraschend schnell und ohne einen Krieg zwischen den Geschlechtern.

Ich halte die Rolle der Frauen heute für ausserordentlich bedeutend, denn ihnen fällt die Aufgabe zu, Glieder in einer Kette der Freundschaft und des gegenseitigen Verständnisses zu sein, die die Völker der Welt zusammenhalten muss. Allerdings kann ich die Probleme nicht vom Standpunkt der Frau aus sehen, ich halte vielmehr den allgemein menschlichen Standpunkt für den richtigen. Aber ich glaube, die Frauen besitzen manche Eigenschaften, die heute sehr nötig sind: Toleranz, Geduld, Ausdauer — Eigenschaften, die sie durch die lange Zeit der Unterdrückung besonders entwickelt haben. In unserem schwierigen Abschnitt der Weltgeschichte könnten diese Eigenschaften dazu beitragen, die Atmosphäre von Misstrauen und Hass zu Vertrauen und Liebe zu führen.»

Frau Pandit bedauerte, dass bisher nur verhältnismässig wenig Frauen Interesse für die Angelegenheiten der Welt zeigen und dass sie von allen sich bietenden Möglichkeiten zu wenig Gebrauch machen. Sie sagte: «Die grossen Weltprobleme werden zu selbstverständlich als eine Angelegenheit der Staatsmänner und Politiker hingenommen, die schon eine Lösung finden werden. Dies ist aber eine irrige Annahme, auch Staatsmänner und Politiker sind nicht unfehlbar und auch sie wissen keine Zauberformel. Aus der Nähe gesehen sind sie in der Tat nicht die Uebermenschen, für die man sie leicht halten möchte. Sie sind auch nur gewöhnliche Sterbliche und auf unsere Hilfe angewiesen. Wenn wenigstens jede Frau in ihrer eigenen kleinen Sphäre mithilft, das richtige Klima zu schaffen, kommt der Same eher in den rechten Boden.

Unser Fehler heute ist unsere Bereitschaft, uns mit den Dingen abzufinden, etwa mit den Atom- und Wasserstoffwaffen. Man sagt uns, wir brauchten keinen Krieg zu fürchten, denn kein vernünftiges Volk würde ihn anfangen, da er nur zur Vernichtung führen würde. Dabei vergessen wir aber, dass Kriege oft die Folge eines winzigen Funkens sind.» Frau Pandit erinnerte in diesem Zusammenhang an die einleitenden Worte der UNESCO-Charta: «Da die Kriege im Geiste des Menschen ihren Anfang nehmen, müssen wir auch im Geiste die Verteidigung des Friedens aufbauen.» Und dies, so meinte sie, sollten die Frauen als eine ihrer eigensten Aufgaben betrachten: die Grundlagen für die Verteidigung des Friedens zu legen, solange der Geist noch jung und zugänglich ist; das würde das stärkste und ausdauerndste Mittel gegen den Krieg sein. *K. S.*

Aus «Welt der Frau», Stuttgart

Das Lied vom braven Mann

«Im monarchistischen England fällt es nicht auf, wenn jemand den Toast auf die Königin mit einem Glas Wasser in der Hand ausbringt. In der freien Schweiz aber würde so etwas beinahe als Beleidigung aufgefasst. Während man sich früher für einen Rausch drei Wochen lang schämte, wird heute das leichtsinnige Lied «Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann», von manchem sprichwörtlich genommen. Dass Alkohol den Durst nicht stillt, sondern vielmehr Durst erzeugt, hat die Erfahrung längst bewiesen. Soll es wirklich besser werden, so darf man sich nicht darauf beschränken, die materiellen und sittlichen Schäden des Alkohols darzustellen. Es muss die Ueberzeugung erweckt und gefestigt werden, dass alle Menschen Brüder sind und dass die Würde und Bestimmung des Menschen viel zu hoch ist, als dass Egoismus und Herumprahlerei ihn als Werkzeug ausbeuten dürfen.»

Landammann P. A. Ming, Sarnen

Schlechte Telephonverbindung

Trotz unseres vorbildlichen Telephonnetzes hat sicher jeder schon gelegentlich an einem schlecht funktionierenden Apparat oder bei mangelhaft hergestellter Verbindung telephoniert. Vielleicht handelte es sich um ein wichtiges Gespräch, — es galt unbedingt zu verstehen, was der Partner sagte, aber das war nur mit grösster Anstrengung oder gar nicht möglich.

In dieser Lage, an eine solche «schlechte Telephonverbindung» angeschlossen ist bildlich gesprochen der Schwerhörende stündlich, täglich, jahrelang, vielleicht sein Leben lang.

Nur wenn man sich das vergegenwärtigt, gelangen wir zu einer richtigen Beurteilung der Schwerhörigkeit und ihrer Folgen.

Wenn ein Schwerhörender nicht versteht, was gesagt wird, so ist daran nicht etwa mangelnde Intelligenz schuld, sondern die «schlechte Telephonverbindung». Wollen wir nicht versuchen, so weit es an uns liegt, diese «Verbindung» zu verbessern?

Man spreche mit Schwerhörenden nicht rasch, auch nicht überlaut, sondern deutlich, klangvoll. Man frage sie, ob die Sprechweise im einzelnen Fall richtig ist. Denn Gehörschwäche kann sehr verschieden sein, je nachdem, ob ein Hörapparat gebraucht werden kann oder nicht, je nachdem ob vom Munde abgelesen wird oder nicht.

Es gibt in der Schweiz schätzungsweise 40 000 hochgradig Schwerhörige; es lohnt sich, die richtige Art des Umgangs mit Ihnen zu erlernen. Es ist mühselig und anstrengend, schwerhörend zu sein. Jedermann aber kann die «schlechte Telephonverbindung» verbessern! *BSSV*

Kleine Textil-Statistik

Die Gesamterzeugung von Bekleidungsfasern der Welt wird für das Jahr 1921 mit 4,1 Millionen Tonnen angegeben, im Jahre 1955 aber ist sie auf 11,8 Millionen angestiegen. Während im Jahre 1921 die Weltproduktion von Fibranne (Zellwolle) nur 22 000 Tonnen betrug, was ungefähr 0,5 Prozent der Gesamterzeugung an Bekleidungsfasern entsprach, betrug deren Anteil im Jahre 1955 1,04 Millionen Tonnen oder 8,8 Prozent der Gesamterzeugung. Die Weltproduktion von Baumwolle ist ebenfalls sehr stark gestiegen. Sie betrug 1921 3,3 Millionen Tonnen und dies entsprach damals 79 Prozent der Gesamterzeugung von Bekleidungsfasern. Im Jahre 1955 aber entsprachen die damals hergestellten 8 Millionen Tonnen nur noch 67,5 Prozent der Gesamterzeugung. Die Weltproduktion von Wolle erreichte 1921 0,83 Millionen Tonnen (19,9 Prozent), stieg im Jahr 1955 auf 1,2 Millionen Tonnen, was aber nur 10 Prozent der Gesamterzeugung von Bekleidungsfasern der Welt entsprochen hat. Schliesslich weist allein die Seide einen Rückgang auf. 1921 wurden davon 29 000 Tonnen (0,6 Prozent) hergestellt, 1955 aber nur noch 27 000 Tonnen (0,2 Prozent). In diesem Zusammenhang dürfte noch interessieren, dass zum Beispiel in der deutschen Bundesrepublik 27 Prozent der Damen- und Kinderbekleidung aus Fibranne, 17,7 Prozent aus Wolle, 25,1 Prozent aus Rayonne (Kunstseide) hergestellt werden. *-nn-*

Aus «Das Frauengewerbe», offizielles Organ des Schweizerischen Frauengewerbeverbandes.

VERANSTALTUNGEN

ARBEITSGEMEINSCHAFT «FRAU UND DEMOKRATIE»

V Staatsbürgerlicher Informationskurs

veranstaltet von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft *«Frau und Demokratie»* über

«Das Frauenstimmrecht als Gedanke und Tat»

Samstag/Sonntag, den 26./27. Oktober 1957, *im Hotel Gurtenkulm bei Bern*

Programm:

Samstag, 26. Oktober, nachmittags:

15.30 Eröffnung des Kurses

15.45 «Die Botschaft des Bundesrates vom 22. Februar 1957 über die Einführung des Frauenstimmrechts.» Referentin: Frau Dr. jur. *Lotti Ruckstuhl*, St. Gallen

Sonntag, 27. Oktober:

10.45 «Das Frauentsimmrecht als Gedanke und Tat.» Referentin: Frau Dr. jur. *Helene Thalmann-Antenen*, Bern

14.15 «Frauenstimmrecht — wozu?» Referentin: Fräulein Dr. jur. *Marie Böhlen*, Bern

16.00 Schluss des Kurses

Den Vorträgen folgen Diskussionen in Gruppen (Leiterinnen Frau Kissel, Rheinfelden; Dr. Maria Felchlin, Olten; Frl. L. Wenzinger, Basel; Frau Zopfi, Schwanden) im Plenum und in Frage- und Antwort-Stunden, so dass für alle Teilnehmerinnen individuelle und aktive Mitarbeit möglich ist, um ein Problem zu klären, das das ganze Schweizervolk, Männer und Frauen, angeht und von grösster Bedeutung ist. Mitglieder und Gäste sind herzlich willkommen.

Für die Unterkunft melde man sich direkt bei der Leitung des Hotels Gurtenkulm an und zahle den Betrag von Fr. 25.— auf deren Postcheck-Konto III 17 052 ein. (Pauschalpreis für Abendessen, Uebernachten, Frühstück und Mittagessen.)

Im Namen des Vorstandes,

die Präsidentin: *Dr. Ida Somazzi*, Bern
die Vizepräsidentinnen: *Frau Kissel*, Rheinfelden, Dr. med. *Maria Felchlin*, Olten

BÜRGSCHAFTSGENOSSENSCHAFT SAFFA

27. Generalversammlung

Samstag, den 26. Oktober, 14.30 Uhr, in **Aarau**, Bahnhofbuffet, 1. Stock. — Traktanden: Die statutarischen. — Vortrag von Dr. Elisabeth Nägeli:

Von der Bürgschaftsgenossenschaft SAFFA und ihrer Tätigkeit im Aargau

GÄSTE WILLKOMMEN!

Radiosendungen

vom 20. bis 26. Oktober 1957

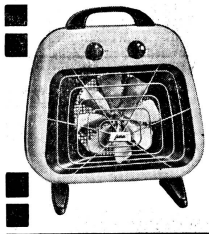
Montag, 21. Oktober, 14.00: Notiers und probiers. Besuche immer willkommen: Schnellgemachte Plättchen. — So kocht man im Ausland: Ein jüdisches Rezept. — Wie beschäftige ich meine Kinder? — Gesunde Kost. — Was möchten Sie wissen? — Mittwoch 14.00: Wir Frauen in unserer Zeit. Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 14.00: 1. Trau — schau wem! VI. Inserate. 2. Blick in Zeitschriften und Bücher.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fräulein Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Kolb's Super Blendin 3fach
das beste Waschmittel für Automaten
SEIFENFABRIK KOLB ZÜRICH 5

Warum greifen denn so viele Frauen zu Frauengold?
Dafür gibt es nur eine Erklärung: FRAUENGOLD ist ein vortrefflicher Helfer bei vielen nervösen Alltagsbeschwerden, Ueberarbeitung, nervöser Gereiztheit, «Stimmungsschwankungen», bei Uebermüdung und Schlaflosigkeit. FRAUENGOLD schenkt neue Kraft, starke Nerven, ruhiges Herz und gesunden, erquickenden Schlaf. Dadurch sehen Sie auch wieder besser aus, selbst an kritischen Tagen. Greifen auch Sie vertrauensvoll zu FRAUENGOLD, wenn Sie eine Stärkung nötig haben. Sie werden sich bald wieder wohl fühlen. FRAUENGOLD ist in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.
Frauengold
Originalflaschen zu Fr. 6.25 und Fr. 11.45


Neu
Der neue jura-Luftstrahler mit Ventilator hat eine verblüffende Heizwirkung: Sie schalten ein — und sofort umgibt Sie wohltuende Wärme und Behaglichkeit. Heizt im Winter — kühlt im Sommer!
1200 Watt Fr. 98.—
2000 Watt Fr. 110.—
Verlangen Sie den Sonderprospekt.
Verkauf durch das Elektrofachgeschäft.
jura
L. Henzirohs AG Niederbuchsiten Olten

TAPETEN SPÖRRI AG
Innendekoration
Zürich, Talacker 16
Telephon 23 66 60

Denken Sie daran!
Bei Magenschmerzen und Verdauungsbeschwerden, Uebelkeit, Reisebeschwerden, Unwohlsein
hilft
Zellerbalsam
Er hat schon vielen geholfen. Flaschen ab Fr. 1.— in Apotheken und Drogerien.
MAX ZELLER SÖHNE AG ROMANSHORN
Hersteller pharm. Präparate seit 1864

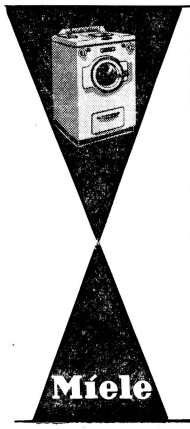
...herrlich das neue Maruba Lanolin Schaumbad!
MARUBA hat für alle, die eine trockene und spröde Haut haben, eine Überraschung: das neue MARUBA-Schaumbad «Ardisia» mit Lanolin Spezial. Sie werden begeistert sein, denn das Maruba-Lanolin-Schaumbad ist eine vollständige Schönheitsbehandlung, welche die Haut nährt, geschmeidig macht und köstlich parfümiert.
Neu: Maruba Schaumbad Ardisia mit Lanolin Spezial
NEU: Für trockene Haut: MARUBA Ardisia, Flc. zu Fr. —.85 (für 2 Bäder); Fr. 4.05; Fr. 7.45; Fr. 16.50; Fr. 28.90 (ca. 120 Bäder) + Lux.

Das «Schweizer Frauenblatt» wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen

Ein Inserat im «Schweizer Frauenblatt» hilft Ihren Umsatz steigern!

Ihre Reisen 20 % billiger!
Für 4 gefüllte «MERKUR» Rabattkarten erhalten Sie Fr. 4.— in bar oder aber Fr. 5.— in Reisemarken. Sie können also um 20 % billiger reisen!
«MERKUR»
Kaffee-Spezialgeschäft

PARFUMS
PUDERDOSEN
Alles
für die Schönheitspflege
Weber-Strickler
PARFUMERIE
ZÜRICH · Bahnhofstr. 40


Miele-Automatic
das Non plus ultra
In 5/4 Stunden gewaschene und schleudertrockene Wäsche. Ihre Arbeit besteht allein darin — einen Schalter zu drehen. Ein Thermostat regelt die Temperatur für Weiss- und Buntwäsche. Die Miele-Automatic spült einmal heiss, einmal lauwarm und dreimal kalt. Zum Schluss schaltet sich der Schleudergang ein. Also 100-prozentig automatisch. Eine Waschmaschine, die mehr bietet, als sie kostet; die praktische Vorführung beweist es. Verlangen Sie Bezugsquellennachweis, Prospekte und Preisangaben durch:
Paul Aerni, Generalvertretung der Miele-Waschmaschinen, Schaffhauserstrasse 468, Zürich-Seebach, Telephon (051) 46 67 73.
Miele